

Meine Lebensgeschichte (4. und letzter Teil)

Berufliche Neuorientierung und Kampf für Entschädigungen

Von Gottlieb Schaad¹

Hilfe für die alte Heimat

Mit weit größerer innerer Anteilnahme arbeitete ich an unserer Kolonistensache. Viele Briefe, die ich und andere aus der Molotschna und anderen deutschen Dörfern erhielten, unterrichteten uns über die schauerhaften Zustände, die dort herrschten dank des Bürgerkrieges 1919/20.² Durch Hunger und Seuchen kamen Tausende unserer Stammesbrüder in größtes Elend, sodass viele starben und verdarben. Da war es mir eine heilige Pflicht, alles zu tun, was mir möglich war, um dieser großen Not in unserer südrussischen Heimat nach Möglichkeit Abhilfe zu schaffen. Es bildete sich in Stuttgart im Jahre 1920 der „Verein der Schwarzmeerkolonisten“, der die spezielle Aufgabe haben sollte, Mittel und Wege zu finden, um die Not in den deutschen Dörfern des Schwarzmeergebietes zu steuern.³

Den Vorsitz in diesem Verein musste ich ablehnen, da ich zu sehr mit Arbeit überbürdet war, dagegen versprach ich, mit aller Kraft an den Aufgaben dieses Vereins mitzuarbeiten. Das habe ich auch getan, der Beweis dafür ruht in meinem Sekretär in Form von Aufrufen, Zeitungsartikeln mit Schilderungen der Not in den deutschen Kolonien und Denkschriften über die Art und Weise einer im großen Stil einzuleitenden Hilfsaktion, sowie in Briefen ersichtlich in meinen Kopierbüchern jener Jahre. Eine starke Anregung war mir für diese meine Tätigkeit das mennonitische Vorbild, wie es durch die Delegation der drei aus der Molotschna Anfang 1920 eingetroffenen Herren: Benjamin Unruh, Abraham Friesen und Warkentin geboten war. Diese Delegation, deren Seele mein



In einem Bürgerkrieg leidet zuallererst die Zivilbevölkerung: Russische Straßenkinder kurz nach dem Ersten Weltkrieg.

lieber Freund Benjamin war, reiste nach Amerika, um dort eine großzügige Hilfsaktion in die Wege zu leiten und zu organisieren. Während die beiden Herren Friesen und Warkentin in den USA verblieben, kehrte Unruh nach Deutschland zurück, und ich stand immer und stehe auch heute noch mit ihm in engster Fühlung. Ich wohnte unter anderem der Sitzung mennonitischer Flüchtlingsfürsorge Anfang Januar 1921 in Heilbronn bei, die zwei Tage in Anspruch nahm und auf welcher Unruh einen sehr eingehenden Bericht erstattete über die Arbeit der mennonitischen Delegation und den bis dahin erreichten Erfolg. Ich war begeistert von dem Gehörten und lud Herrn Unruh ein, nach Stuttgart zu kommen und in unserem Verein einen Vortrag über seine bisherige Arbeit zu halten. Dieser Einladung hatte Unruh auch stattgegeben, und ich versprach mir von seinem Vortrag auch großen Erfolg für unser Vorhaben.

¹ Der Abdruck der Aufzeichnungen von Gottlieb Schaad erfolgt mit freundlicher Genehmigung seiner Enkelin Christiane Lohkamp, Stuttgart – in Einvernehmen mit allen noch lebenden Enkeln.

² Im Russischen Bürgerkrieg zwischen den kommunistischen Bolschewiki (Rote Armee) und einer heterogenen Gruppe aus Konservativen, Demokraten, gemäßigten Sozialisten und Nationalisten (Weiße Armee) verloren in den Jahren 1919/20 etwa acht bis zehn Millionen Menschen ihr Leben.

³ Der Verein der Schwarzmeerkolonisten wurde im Oktober 1920 in Frankfurt an der Oder gegründet. Der Sitz des Vereins war Stuttgart, Vorsitzender war Johann Rogler.

Leider und nochmals leider muss ich sagen, dass unser Verein keine Männer der Tat hatte. Molotschnaer Kolonistenflüchtlinge gibt es in Württemberg nur sehr wenige, die in Stuttgart wohnhaften Kolonistenflüchtlinge waren aus den Chersoner Dörfern respektive Städten und aus Bessarabien. Eine ganze Persönlichkeit war unter ihnen nicht vorhanden. Den Vorsitz hatte Herr Rogler aus Odessa inne, der außer seiner Borniertheit nur noch einen außergewöhnlichen Dick Schädel besaß, ob auch Ehrgeiz dahintersteckte, soll nicht weiter untersucht werden. Auf meinen Antrag, den ich eingehend schriftlich formulierte, wurde beschlossen, eine Vertreterversammlung aller Kolonistenorganisationen und einiger Privatpersonen aus dem Kolonistenstande nach Stuttgart zu berufen. Ich erbot mich, eine Denkschrift auszuarbeiten über die Pläne, die mir vorschwebten für die Organisation einer großzügigen Hilfe und Aufbauleistung in unseren südrussischen Kolonien. Sowohl diese Denkschrift als auch anderes Material ist in Abschrift auch heute noch unter meinen Papieren vorhanden.⁴

Die Versammlung, Kongress genannt, fand Anfang März 1921 statt. Es war eine größere Anzahl Teilnehmer gekommen, namentlich aus Berlin, darunter auch die zwei Vertreter der sich bekämpfenden Parteien des Vertrauensrates der Schwarzmeerkolonisten und der Wolgadeutschen, die Herren Pastor Schleuning und Edmund Schmid. Die Beratungen kamen auf ein ganz schiefes Geleise, da diese Herren mit ihrem Anhang in der Hauptsache nur ihre persönlichen Interessen austrugen, wir aber mussten ihre Zänkereien, von welchen wir ohnehin genügend Kenntnis hatten, mit anhören. Die Unfähigkeit Roglers trug viel dazu bei, dass Pastor Schleuning ganz und gar die Führung der Verhandlungen an sich riss. Eine Überraschung war es für mich, als Rogler einen Plan auf den Tisch des Hauses legte, den er sich ausgeklügelt hatte über die Organisation einer Hilfeleistung. Nachdem er sein Machwerk, das weder Kopf noch Fuß hatte, heruntergestackert hatte, sah man nur verdutzte Gesichter am Sitzungstisch, niemand sagte auch nur ein Wort dazu, schließlich sagte ich, dass auch ich eine Denkschrift über dies Thema vorlegen wollte, nachdem jedoch Herr Rogler schon seine so gedanken- und

sinnreiche Arbeit vorgetragen habe, möchte ich durch den Vortrag meiner Denkschrift die Hörer nicht langweilen und den guten Eindruck, den sein Vorschlag gemacht hat, nicht schmälern. Die Ironie war bissig, aber Rogler hatte sie reichlich verdient. Allgemeines Gelächter erscholl, und Rufe „Wir bitten, wir bitten“ folgten. Der Vorsitzende der Versammlung, Pastor Schleuning, bat mich nun allen Ernstes, meine Denkschrift, die ihm vorlag, zu verlesen, worauf ich das auch schließlich tat. Der Vorsitzende dankte mir darauf im Namen der Versammlung für meine, wie er sagte, ausgezeichnete Arbeit, und dann – ging man zur Tagesordnung über, was heißen will, man setzte die Zänkereien der Berliner Parteien fort. Da ich zu meinem tiefsten Bedauern sehen musste, dass von diesem Kongress keine positive Arbeit für das Kolonistenhilfswerk zu erwarten ist, und da ich keine Lust hatte, meine Zeit mit nutzlosen Auseinandersetzungen, die nur persönlichen Interessen dienen, zu vergeuden, benutzte ich die erste passende Gelegenheit und verließ die Versammlung.

Nichts, aber auch gar nichts wurde durch diesen Kongress für das so notwendige Hilfswerk erreicht. Gerade das Gegenteil von dem, was ich mit meinen Vorschlägen erreichen wollte – den Zusammenschluss aller Kräfte für ein gemeinsames, wohl organisiertes Vorgehen – kam heraus. Jede Gruppe ging auch weiterhin auf eigene Faust vor und sandte Werber in die USA, und man darf sich wirklich nicht darüber wundern, dass das Resultat ein so klägliches, so erbärmliches war. Da mich die ganze Vereinsmeierei allmählich anekelte, zog ich mich vollständig davon zurück. Statt Rogler wurde nachher ein Herr Stuhlberg zum Vorsitzenden des Vereins der Schwarzmeerkolonisten gewählt, er wohnte in Tübingen. Dieser versuchte, mich wieder zur Mitarbeit zu gewinnen, ich versprach ihm aber nur, ihm gerne jederzeit mit meinem Rat zur Seite zu stehen, soweit er mich um diesen angeht, lehnte aber jede unmittelbare Mitarbeit beim Verein ab. Stuhlberg siedelte dann nach einiger Zeit nach Berlin über, und dort ist der Verein der Schwarzmeerkolonisten allmählich eingeschlummert. Die Streitigkeiten in Berlin gehen noch bis in die neueste Zeit weiter. Sieger ist wohl Pastor Schleuning geblieben, Edmund Schmid soll gestorben sein.

⁴ Leider sind sämtliche Materialien, auf die Schaad in seinen Ausführungen Bezug nimmt, heute nicht mehr vorhanden.

Ungern muss ich noch mit einigen Worten den Pastor Winkler⁵ erwähnen, der sich auch für die längst hinfällig gewordenen Rechte des Vertrauensrates zusammen mit Schmid einsetzte. Zu Pastor Winkler hatten schließlich alle, die ihn näher kennenlernten und mit ihm zu tun hatten, jedes Vertrauen verloren. Von seinen Reisen nach Russland brachte er von dort größere Summen von Geld und Wertsachen mit, die er hier an Flüchtlinge abgeben sollte. Stattdessen verwendete er das Geld für eigene Zwecke, und erst nach vielem Drängen der Betroffenen zahlte er ihnen viele Monate später die Beträge in völlig entwertetem Gelde aus. Von einer Familie aus Odessa erhielt er einen sehr wertvollen Brillanten, um ihn zu verkaufen, den Erlös dafür sollte er einer Flüchtlingsfamilie in Deutschland aushändigen. Nach längerer Zeit und nach Drängen der Betroffenen zahlte er eine nichtige Summe aus mit der Behauptung, es habe sich herausgestellt, dass der Brillant einen Sprung hatte und dass er deshalb ganz minderwertig gewesen sei. Pastor Winkler war also nicht nur ein politischer Hochstapler, als welcher er schon frühzeitig erkannt worden war, sondern er war auch zum gemeinen Scharlatan herabgesunken.



Pastor Immanuel Winkler, mit dem Gottlieb Schaad keine guten Erfahrungen machte.

Auch mich hat er betrogen. Ich hatte ihm eine Partie von 7000 Abreißkalendern anvertraut, die ich im Jahre 1918 für das Jahr 1919 hatte drucken lassen. Diese Kalender wurden nach Hamburg geschickt, um zusammen mit Winklers Buchdruckmaschinen nach Odessa verschickt zu werden. Aus mir unbekanntem Gründen unterblieb die Verschickung, wovon mir Winkler Mitteilung machte ohne Angabe, wo meine Kalender nunmehr geblieben sind. Ich bat ihn wiederholt darum, da ich es mir überlegen musste, ob es sich lohnt, die Lagerkosten für diese Kalender bis zum Jahre 1930 zu tragen, denn für dieses Jahr wären die Abreißkalender wieder vollkommen brauchbar geworden. Aber ich erhielt trotz allem Drängen keine Antwort von ihm. Ich wandte mich darauf an einen Rechtsanwalt in Berlin, der feststellte, dass Winkler nicht mehr in Berlin wohnt, sondern auf seinem Gut Tirpitz in Frankfurt an der Oder. Da der Rechtsanwalt von sich aus einen Kollegen in Frankfurt hätte beauftragen müssen, so beanspruchte er einen größeren Kostenvorschuss vor Einleitung der Klage. Ich konnte mich hierzu aber nicht entschließen, denn der Prozess hätte mich ein gut Teil Geld gekostet und der Erfolg wäre doch sehr zweifelhaft gewesen. So ließ ich diese Sache hängen, und von Winkler habe ich nie mehr eine Zeile erhalten. Ich bin überzeugt, dass er meine Kalender in irgendeiner Weise verwertet und das Geld eingesteckt hat.

Er kam als ganz unbemittelter Landpfarrer nach Deutschland, brachte es hier fertig, in kurzer Zeit ein Rittergut zu kaufen, das er später parzellierte und verkaufte. Darauf kaufte er abermals ein größeres Gut, von seiner Frau aber ließ er sich scheiden, heiratete eine andere und spielte den großen Herrn. Schließlich wurde man aber doch auf seine unsauberen Spekulationsgeschäfte aufmerksam, der Boden wurde ihm in Deutschland zu heiß unter den Füßen, und so schob er ab nach Kanada. Dort kaufte er im Westen ein großes Gut, führte eine großzügige Bewirtschaftung und Rasseviehzucht ein und lebte auf sehr großem Fuße, wohnte selbst nicht auf dem Gut, sondern hatte eine luxuriöse Wohnung in der Stadt Winnipeg. Das Unternehmen misslang aber vollständig, und eines schönen Morgens fand man Winkler im Stadt-

⁵ Über die gescheiterten Versuche von Pastor Immanuel Winkler (1886 bis 1932) während des Ersten Weltkriegs, die Kolonisten in Südrussland als deutsche Staatsbürger in das Deutsche Reich aufzunehmen und die Krim zu einem dauernd besetzten Kolonialstaat zu machen, siehe: Gottlieb Schaad: Meine Lebensgeschichte (2. Teil). – In: BJB 24, 2016, S. 73 bis 76.

garten neben einer Bank mit durchschossenem Schädel vor, sein Revolver lag in seiner unmittelbaren Nähe. Er hatte sich selbst erschossen. So endete der größte Abenteurer aus dem Kolonistenstande, den der Weltkrieg hervorgebracht hatte.

Als ich sah, dass aus einer wirklich großzügigen Hilfsaktion, wie sie mir vorgeschwebt hatte, nichts wird, setzte ich meine bescheidene Arbeit fort, sammelte unter Freunden und Bekannten hier in Deutschland freiwillige Gaben, die ich an Bekannte, Freunde und Verwandte in der Molotschna zur Linderung der Not weiterleitete. Ich konnte dadurch einer ganzen Reihe von Hilfsbedürftigen Kleider, Wäsche, Schuhe und Strümpfe durch Vermittlung der deutschen und holländischen Menonitenhilfe nach Prischib übersenden, was auch alles an Ort und Stelle richtig eingetroffen ist und den Adressaten ausgehändigt wurde. Durch Vermittlung des Deutschen Roten Kreuzes konnte ich auch an eine Anzahl Personen Geldbeträge aus eigenen und Spendemitteln überweisen, die ebenfalls dort eingetroffen sind. Das war in den Hungerjahren 1921/22. Dass alles gut in die Hände der Bedachten kam, war mir eine große Freude und Genugtuung auch ohne den Dank, den mir die Empfänger sagten.

Antrag auf Entschädigung

Mit großer Befriedigung denke ich an eine andere Tätigkeit zurück, die ich auch in jener Zeit ausübte, und zwar als Beisitzer bei den Spruchkammern im Entschädigungsverfahren. Im Jahre 1920 kam ein Reichsgesetz heraus, demzufolge Reichsdeutsche, die im feindlichen Ausland Verluste an ihrem Vermögen erlitten hatten, bis zur endgültigen gesetzlichen Regelung eine „Vorentscheidung“ erhalten sollten.⁶ Auf Antrag konnten auch solche deutschstämmige Personen, die zwar zurzeit Reichsdeutsche sind, dies aber beim Schadenseintritt nicht waren, unter ganz bestimmten Voraussetzungen beim Reichsminister für Wiederaufbau einreichen, der den Antrag im Einvernehmen mit dem Reichsminister der Finanzen genehmigte und den Antragsteller zum Vorentscheidungsverfahren zuließ. Ich stand der Ent-

schädigungsfrage überhaupt ganz fern, da ich nie daran gedacht hatte, dass ich vom Reich irgendeinen Ersatz für meine Verluste erhalten könnte. Selbst als mir von einer solchen Möglichkeit bekannt wurde, verhielt ich mich anfangs dazu durchaus skeptisch. Als ich dann um einige Zeit Gelegenheit hatte, das Gesetz für das Vorentscheidungsverfahren genauer kennenzulernen, in Sonderheit auch die Voraussetzungen, unter welchen Deutschstämmige, die zur Zeit des Schadenseintritts die Reichsangehörigkeit nicht besaßen, zur Entschädigung zugelassen werden können, kennenlernte, da entschloss ich mich, auch meinerseits einen Antrag zu stellen, da die Voraussetzungen bei mir in vollem Maße gegeben waren. Diese Voraussetzungen waren in der Hauptsache, dass der Schaden wegen des Deutschtums des Antragstellers eingetreten war und dass der Antragsteller sich im Ausland um das Deutschtum verdient gemacht hatte. Ohne Überheblichkeit darf ich sagen, dass beides bei mir eintraf, da ich stets für das Deutschtum im völkischen Sinne eingetreten und gewirkt habe. Ich konnte darauf hinweisen, dass mein Besitztum, trotzdem ich 32 Jahre lang russischer Staatsangehöriger war, bereits im Jahre 1914 beschlagnahmt worden war und liquidiert werden sollte. Auch konnte ich vielerlei Beweise anführen und Zeugen dafür nennen, dass ich mich in Russland in deutschem Sinne betätigt habe. Ich konnte in letzterer Beziehung auf meinen buchhändlerischen Verkehr mit Deutschland hinweisen und Personen, wie Staatssekretär a. D. Exzellenz von Lindequist, Hauptmann Bunde und andere als Zeugen benennen, die während der Besetzung der Ukraine Gelegenheit hatten, meine Tätigkeit in Russland kennenzulernen.⁷

Da natürlich viele Schadensfälle zu bearbeiten waren und die Bearbeitung derselben in der Reihenfolge des Eingangs der Anträge erfolgte, so musste ich sehr lange auf die Entscheidung meines Antrages warten. Ich hatte ihn im Mai 1920 eingereicht, und erst am 4. Mai 1921 traf der Entscheid im Reichskommissariat für Auslandsschäden ein, dass ich zur Vorentscheidung zugelassen sei mit der Maßgabe, dass die zu bewilligende Vorentscheidung 25 Prozent des Schadens nicht überschreiten dürfte. Bis mein Fall dann in Stutt-

⁶ RGBl. 1920, S. 1111 f.

⁷ Der frühere Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika und Mitbegründer der Deutschen Vaterlandspartei, Friedrich von Lindequist (1862 bis 1945), hatte Schaad während des Ersten Weltkrieges in Südrussland besucht. Schaad (wie Anm. 5), S. 73 f.

Reichs-Gesetzblatt

Jahrgang 1920

Nr. 122

Inhalt: Richtlinien für die Festsetzung von Entschädigungen aus Anlaß der Durchführung der Bestimmungen der Artikel 169, 192, 202 und 238 des Friedensvertrags mit Ausnahme der Entschädigung für Vieh (Abrüstungs-Entschädigungsrichtlinien). S. 1111.

(Nr. 7578) Richtlinien für die Festsetzung von Entschädigungen aus Anlaß der Durchführung der Bestimmungen der Artikel 169, 192, 202 und 238 des Friedensvertrags mit Ausnahme der Entschädigung für Vieh (Abrüstungs-Entschädigungsrichtlinien). Vom 27. Mai 1920.

Auf Grund des § 6 des Gesetzes über Enteignungen und Entschädigungen aus Anlaß des Friedensvertrags zwischen Deutschland und den alliierten und assoziierten Mächten vom 31. August 1919 (Reichs-Gesetzbl. S. 1527) wird im Einvernehmen mit den Reichsministern der Finanzen und der Justiz und mit Zustimmung des Reichsrats und des von der verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung gewählten Ausschusses folgendes angeordnet:

§ 1

Bei der Berechnung der Entschädigung, die aus Anlaß der Durchführung der Artikel 169, 192, 202 und 238 des Friedensvertrags mit Ausnahme der Entschädigung für Vieh gewährt werden soll, ist von den Gesehungskosten zusätzlich etwaiger späterer notwendiger Aufwendungen auszugehen.

§ 2

Von dem nach § 1 ermittelten Betrage sind in Abzug zu bringen:

- a) der Wert der Einrichtungen und Vorrichtungen, die bei dem Besitzer zurückbleiben, soweit sie verwertbar sind;
- b) bis zur Abgabe entstandene Wertminderungen;
- c) Abfindungen und Unterstützungen, die zur Beschaffung oder zum Betriebe des enteigneten Gegenstandes aus Reichs- oder Landesmitteln gezahlt worden sind;
- d) Vorteile, die die Herausgabe für den Entschädigungsberechtigten mit sich bringt.

Reichs-Gesetzbl. 1920.

Ausgegeben zu Berlin den 3. Juni 1920.

188

(Vierzehnter Tag nach Ablauf des Ausgabetermins: 17. Juni 1920)

gart zur Behandlung kam, verstrich abermals geraume Zeit. Inzwischen war eine neue Verordnung erschienen, derzufolge die Vorentscheidung in Fällen wie dem meinigen zwar 25 Prozent des Schadens, jedoch nicht mehr als 25 000 Mark betragen dürfe. Das war für mich natürlich eine recht kühle Dusche, denn ich hatte doch nach der ersten Verordnung mit etwa 150 000 Mark rechnen können, und damit hätte ich trotz der schon eingetretenen großen Entwertung des Geldes doch etwas anfangen können. Mit 25 000 Mark, die einen Goldwert von 350 Mark hatten, als ich sie am 22. Februar 1922 erhielt, war ja nicht viel anzufangen, aber es war uns doch in der überaus kritischen Zeit eine gute Hilfe. Auch bestand für mich, nachdem ich zum Vorentscheidungsverfahren zugelassen worden war, nun auch die Möglichkeit im Nachentschädigungsverfahren berücksichtigt zu werden. Das war denn auch der Fall, und dies Nachentschädigungsgesetz enthielt keinerlei Einschränkungen mehr für die verschiedenartigen Entschädigungsberechtigten. § 1 lautete: „Reichsangehörige u.s.w. werden entschädigt.“ Die Einschränkung, dass sie während des Schadeneintritts die Reichsangehörigkeit haben mussten, war fortgefallen, und somit war ich, da ich bereits im Jahre 1919 die Reichsangehörigkeit angenommen hatte, ohne Einschränkung zur Entschädigung zugelassen.

Während die Schadensmeldung zur Sofortentschädigung mehr oder weniger provisorisch aufgestellt worden war, wurde nun für die weitere Entschädigung eine eingehende genaue Aufstellung verlangt, die auch mit Dokumenten belegt werden musste. Das war keine leichte Arbeit, musste man doch fast alles direkt nach dem Gedächtnis aufschreiben. Jedes Wäsche- und Kleidungsstück, jedes Möbelstück und jedes sonstige Stück des Haushalts musste genau aufgezeichnet, klassifiziert und mit Preis angegeben werden. Von unserem Haus und den anderen Gebäuden musste ich Pläne anfertigen, die Möbel mussten in den Wohnzimmern an ihrem Standort bezeichnet sein und so weiter. Kurzum, es war ein recht mühsames und zeitraubendes Unternehmen für mich, diese Aufstellung und Schadensmeldung form- und sachgemäß zu machen. Die Hauptsache war, dass alles überaus gewissenhaft gemacht wurde, denn, ich will dies hier gleich erwähnen, viele Geschädigte mussten es schwer büßen, dass sie leichtsinnige Angaben gemacht und den Wert viel zu hoch

eingeschätzt hatten. Ich lernte Fälle kennen, wo Antragsstellern wegen Unglaubwürdigkeit des Antrags jede Entschädigung von der Spruchkammer abgesagt wurde. Bei vielen, die auch zu hohe Preise eingesetzt hatten, wurden diese dann so stark reduziert, dass fast nichts mehr übrig blieb, ich komme darauf noch gelegentlich zurück.

Ich hatte meine Schadensmeldung so gewissenhaft als nur möglich gemacht. Der beste Beweis dafür dürfte wohl der sein, dass der von mir angemeldete Gesamtschaden an unbeweglichem und beweglichem Eigentum über 285 330 Rubel = Reichsmark 595 923 voll und ganz im Januar 1924 anerkannt wurde. Nicht ein einziges Mal wurde ich vom Vergleichskommissar Lieb, der meinen Fall behandelte, vorgeladen, um irgendwelche Erklärungen zu meiner Anmeldung zu erhalten. Ich kenne andere Fälle aus meinem nächsten Verwandten- und Bekanntenkreise, wo die Antragsteller Dutzende Male vorgeladen wurden, um Erklärungen abzugeben, und welchen dann wegen übersetzten Preisen sehr starke Abzüge gemacht wurden. Ich will hier keine Namen nennen, aber ich empfind es und empfinde es heute noch als eine Schande auch für mich, dass in verwandtschaftlichem Verhältnis zu mir stehende Personen durch allerhand Machenschaften Entschädigungsbeträge zugebilligt bekamen, die das Doppelte und noch mehr von dem betrogen, was der wirkliche Schaden war. Das Beschämende für mich ist, dass ich es wusste, dass diese Schadensmeldungen ungerechtfertigt waren, dass ich aber nicht als Denunziant erscheinen wollte und deshalb nicht die Sache wo gehörig anmeldete.

Doch ich kehre zu meinem Fall zurück und muss nun sagen, dass zunächst für mich trotz der Anerkennung des gesamten von mir angemeldeten Schadens nur wenig herausrang. Die Finanzen des Reiches standen damals, als die Nachentschädigung auszubezahlen war, so schlecht, dass den Geschädigten nur ein tausendstel Teil des Gesamtschadens und eine Sonderentschädigung für Hausrat gewährt wurde. Somit erhielt ich eine Entschädigung von 596 Reichsmark und eine Sonderentschädigung für verlorenen Hausrat im Betrag von 2 000 Reichsmark. Dabei wurde dieser Betrag nicht in barem Gelde gegeben, sondern in Zertifikaten, die in verschiedenen Zeiten erst fällig wurden. Damit war wiederum nicht viel anzufangen. Als im Herbst 1924 sich unsere Lage sehr kritisch gestaltet hatte, wandte ich mich an das Reichsent-

schädigungsamt in Berlin, dem ein sogenannter Härtefonds zur Verfügung stand, und bat um eine Beihilfe. Ich erhielt auch dankenswerterweise 1000 Reichsmark als Beihilfe, welcher Betrag dann im Endentschädigungsverfahren zum Abzug gebracht wurde. Am 6. August 1928 erhielt ich dann acht Prozent aus den ersten 200000 Mark des Schadens = 16000 DM zugesprochen, abzüglich sämtlicher Vorleistungen wurden mir bar ausgezahlt 12604 Reichsmark. Das ließ sich schon hören. Dazu kam dann noch die Berechtigung, auf die den Betrag von 200000 Reichsmark überschreitende Summe der festgesetzten Entschädigung ein Darlehen zum Wiederaufbau zu bekommen, welches mit fünf Prozent verzinst werden sollte. Ich machte von dieser Möglichkeit Gebrauch, werde aber erst später darauf zu sprechen kommen, sowie auch auf die im November 1928 erfolgte Schlussentschädigung.

Mitarbeit im Entschädigungs- und Spruchverfahren

Zunächst will ich hier nun auf meine Tätigkeit im Entschädigungs- und Spruchverfahren eingehen. Vom Reichskommissar für Auslandsschäden, der seinen Sitz in Berlin hatte, wurden in annähernd zehn bis zwölf größeren Städten des Reichs Zweigstellen errichtet für das Entschädigungsverfahren, so auch in Stuttgart.⁸ Es wurden sogenannte Spruchkommissionen eingerichtet, die unter einem Vorsitzenden (meistens ein Oberlandesgerichtsrat) und zwei Beisitzern, die aus geschädigten Auslandsdeutschen gewählt wurden, ihres Amtes walteten. Zur Prüfung der Schadensmeldungen waren in allen Städten, wo sich Zweigstellen des Reichsentschädigungsamtes befanden, vom Bund der Auslandsdeutschen Geschäftsstellen errichtet. In Stuttgart fungierte als Geschäftsführer Dr. Bruckhuisen. Die Prüfung besorgten etwa zehn Sachbearbeiter, die aus Auslandsdeutschen, die in den verschiedenen Feindländern gelebt hatten, zusammengesetzt waren. Alle Schadensanträge des Landes Württemberg mussten bei dieser Geschäftsstelle zur Vorprüfung eingereicht werden und wurden in der Reihenfolge des Ein-

gangs behandelt. Die Sachbearbeiter hatten die Schadensfälle gewissenhaft eingehend nach bestimmten Richtlinien zu prüfen, wobei ihnen zu stand, die Antragssteller vorzuladen und an sie zur Klärung des Falles Fragen zu stellen, von ihnen Belege und so weiter zu verlangen und für die Akten in Empfang zu nehmen. Nach erfolgter sachlicher und materieller Prüfung fertigten sie ein Gutachten über den Befund aus, dem der Schadensantrag beigefügt und zusammen mit diesem und etwaigen Dokumenten und Belegen dem Landesvertreter des Reichskommissars zugeleitet wurde. Dieser übergab dann seinerseits die Akten der Schadensanträge den Vorsitzenden der Spruchkammer.

Die Anträge der Geschädigten wurden dann vom Vorsitzenden der Spruchkommission, der immer ein Rechtsgelehrter war, nochmals sachlich geprüft und bearbeitet. Eine größere Anzahl von Beisitzern wurde vom Landesvertreter des Reichskommissars aus Auslandsdeutschen möglichst aus allen Feindesländern berufen. Auch ich gehörte dazu. Solche Spruchkommissionen waren sieben oder acht in Stuttgart tätig, und wenn ein Vorsitzender eine Anzahl von Schadensfällen spruchreif bearbeitet hatte, so wurden zwei Beisitzer zur Spruchszitzung eingeladen. Die Einladung erging so rechtzeitig, dass die Beisitzer die Möglichkeit hatten, tags zuvor genaue Einsicht in die zur Entscheidung vorliegenden Fälle zu nehmen. Die Sitzungsdauer währte bei 10 bis 15 Schadensfällen annähernd fünf Stunden. Für ihre Tätigkeit erhielten die Beisitzer eine kleine Aufwandsentschädigung. Leider nahmen sich die wenigsten Beisitzer die Mühe, um wirklich gründlich die Akten durchzusehen, sodass der Spruch fast immer nach dem Ermessen des Vorsitzenden gefällt wurde. Ich nahm meine Pflicht als Beisitzer sehr ernst und studierte darum die Akten möglichst eingehend, was ja eigentlich ganz selbstverständlich war. Da ich die allermeisten der Antragsteller durch meine Tätigkeit in der Hilfsstelle kannte, war ich in der Lage, mir ein eigenes Urteil über die Glaubwürdigkeit des Schadensantrages zu machen, und so konnte ich nicht selten bestimmend auf den Urteilsspruch einwirken.

Ich wurde darum auch sehr häufig zu Sitzungen geladen (ich hatte hierzu die Genehmigung mei-

⁸ Der Reichskommissar für Auslandsschäden gehörte dem Reichsministerium für Wiederaufbau an, das 1919 eingerichtet und 1924 wieder aufgelöst wurde.



STUTTGART. SCHLOSSPLATZ MIT NEUEM SCHLOSS UND JUBILÄUMSSÄULE

Blick auf Stuttgart Anfang der 1920er-Jahre.

ner Dienststelle erhalten), durchschnittlich einmal wöchentlich. In der Zeit von Anfang September 1920 bis März 1922 habe ich bei mehr als 600 Fällen als Beisitzer mitgewirkt, meistens unter dem Vorsitz der Oberlandesgerichtsräte: Dr. Ensinger, Dr. Wolf, Dr. Helber und den Rechtsanwälten Dr. Büchle und Dr. Schilling. Dass ich da Gelegenheit hatte, allerhand Erfahrungen zu machen, lässt sich denken. Mit den meisten Vorsitzenden ging die Zusammenarbeit ganz ausgezeichnet und reibungslos. Es gab aber auch Ausnahmen. Einen der Herren Vorsitzenden – es war ein Rechtsanwalt –, der sich gegenüber einer Frau, die sich sehr ungeschickt und zaghaft benahm und ihre Sache absolut nicht zu vertreten verstand, musste ich verlassen, die Sitzung für zehn Minuten zu unterbrechen, da er sich sehr anmassend und ungeduldig gegenüber dieser Frau benommen hatte. Als die Frau abgetreten war, erklärte ich dem Vorsitzenden, dass ich die Sitzung verlassen und niemals mehr an einer Sitzung unter seinem Vorsitz teilnehmen würde, wenn er weiterhin mit den Geschädigten in solcher Weise verhandeln werde. Mein energisches Auftreten machte ihn zunächst ganz

verdutzt, dann aber wurde er ganz geschmeidig, entschuldigte sich, dass er sich so unbeherrscht gezeigt habe, und nach Wiedereröffnung der Sitzung war er wie umgewandelt. Die Frau hat auch die gebührende Entschädigung erhalten. Ich muss noch hinzufügen, dass mir die Frau ganz unbekannt war, und dass ich sie auch später nie wieder zu sehen bekam.

Die weitaus meisten Fälle waren ziemlich leicht zu behandeln und nahmen darum auch wenig Zeit in Anspruch. Es gab aber auch sehr schwierige Fälle, die mehrere Male vertagt werden mussten, ehe sie entschieden werden konnten. Eine ganze Reihe von Anträgen musste wegen Unglaubwürdigkeit abgewiesen werden. Was da alles als Verlust angemeldet worden war, das konnte manchmal auch das allerunschuldigste und vertrauenseligste Gemüt nicht glauben, noch viel weniger glaubten das die Herren Oberlandesgerichtsräte, insbesondere Herr Dr. Ensinger, der Anträge sehr kritisch behandelte. Ich möchte hier nur einen der vielen Fälle erwähnen, allerdings einen der krassesten. Eine Witwe (Baltin), deren Mann gebürtiger Württemberger war, aber im Baltikum

lebte, hatte eine Schadensliste aufgestellt, die absolut unglaublich war, sowohl was die Zahl der als Verlust angegebenen Gegenstände betraf, als auch deren Wert. Das Tollste darunter war ein Posten von 24 Dz. leinenen Herrenhemdenkragen im Wert von 500 Reichsmark! Die Tochter meldete den Verlust einer Briefmarkensammlung an, deren Wert kaum schätzbar gewesen sein soll, mindestens aber 25 000 Mark betragen hätte. Auf die Frage, was denn da für wertvolle Briefmarken in dem Album enthalten gewesen seien, nannte sie die berühmteste und wertvollste aller Briefmarken, die 1 P. Mauritiusmarke, die allein einen Wert von 50 000 Mk. hat, und von der überhaupt nur drei Stück bekannt sind. Ich sagte das dem Fräulein auch und gratulierte zu der vierten bisher unbekanntesten Briefmarke. Nun wusste man ja, dass der Verstorbene in ganz bescheidenem Beamtenverhältnis lebte und dass es als ganz ausgeschlossen gelten musste, dass ein solcher Beamter 24 Dz. Leinenkragen besessen habe und dass die Briefmarkensammlung der 18-jährigen Tochter dieses Mannes keinesfalls eine so wertvolle sein konnte, von der sagenhaften Mauritius gar nicht zu sprechen. Der Vorsitzende machte den Damen den Vorschlag, ihre Schadenanmeldung auf ein vernünftiges, glaubhaftes Maß zu reduzieren und vertagte sogar die Entscheidung, um ihnen Gelegenheit dazu zu geben. Da diese Antragstellerinnen auf der Hilfsstelle in Fürsorge standen und ihr durch sehr hohe Ansprüche stark auf der Tasche lagen, so ließ ich die Damen nach einigen Tagen zu einer Besprechung auf die Hilfsstelle kommen. Aber sie waren keinem vernünftigen Zuspruch zugänglich und blieben hartnäckig dabei, dass ihre Angaben richtig seien. Das Resultat dieser Unbelehrbarkeit war dann auch, dass bei der nächsten Sitzung ihr Antrag auf Entschädigung vollständig abgelehnt wurde.

Noch einen Fall will ich hier kurz erwähnen, weil dieser mir speziell eine ganz besondere Genugtuung brachte. Zum 27. Mai 1921 war ich zusammen mit meinem Freund Betzold als Beisitzer geladen. Betzold war 2. Vorsitzender der Ortsgruppe Stuttgart des Bundes der Auslandsdeutschen zur Zeit, als ich erster Vorsitzender war und als der Zwischenfall mit Norrenberg sich ereignete, der mich veranlasste, den Vorsitz niederzule-

gen. In dieser Sitzung hatte Oberlandesgerichtsrat Dr. Ensinger den Vorsitz. Zur Verhandlung standen 13 Fälle, darunter der Fall des Julius Norrenberg, England. Vor Beginn der Sitzung erklärte ich dem Vorsitzenden, dass ich in der Sache Norrenberg nicht amtierem könnte, da ich mich befangen fühle, worauf ich ihm kurz den Zwischenfall mit Norrenberg schilderte.⁹ Betzold schloss sich meiner Erklärung an, da auch er sich befangen fühle. Darauf erwiderte Dr. Ensinger, dass es sich erübrige, dass wir zurücktreten, da im Falle Norrenberg überhaupt keine Verhandlung stattfinden wird. Nach § 13 des Entschädigungsgesetzes muss der Antragsteller mit seinen Ansprüchen wegen Fahnenflucht abgewiesen werden. Als sein Fall dann an die Reihe gekommen war, wurde Norrenberg ins Sitzungszimmer gerufen. Als er mich und Betzold als Beisitzer gewahrte, wandte er sich sofort in seiner barschen und flegelhaften Weise an den Vorsitzenden und erklärte, dass er uns beide als Beisitzer ablehne, wobei er mich mit wutschnaubenden Blicken musterte. Ich werde niemals vergessen, mit welchem zynischem Sarkasmus Dr. Ensinger ihm darauf erwiderte: „Es erübrigt sich, Ihrem Antrag zu entsprechen, da eine Verhandlung Ihrer Sache nicht stattfindet; nach den angestellten Erhebungen sind Sie fahnenflüchtig und Ihr Antrag auf Schadenersatz wird nach § 13 abgewiesen. Sie können gehen!“ Wutschnaubend drehte sich Norrenberg auf dem Absatz herum und verließ fluchend das Zimmer, die Türe hinter sich zuschlagend. Noch heute empfinde ich eine Genugtuung bei der Erinnerung an diese Szene und an die Maßregelung, die diesem üblen Burschen, der zudem noch fahnenflüchtig war, mit Recht zuteilgeworden ist.

Unter den über 600 Fällen, bei welchen ich amtierte, waren etwa zehn bis zwölf Fälle, die nach § 13 abgewiesen wurden, und meistens waren es Personen, die sich in England aufgehalten hatten und sich nicht zur Ableistung der Militärdienstpflicht stellten. Mehr als die Hälfte aller dieser Geschädigten waren mir durch meine Tätigkeit auf der Hilfsstelle bekannt, und ich konnte manchem armen Teufel, aber ehrlichen Menschen, zu einer angemessenen Beihilfe und Unterstützung mit verhelfen, was mir die nicht geringe Arbeit als Beisitzer der Spruchkammer zur Freude machte. Als

⁹ Vgl.: Gottlieb Schaad: Meine Lebensgeschichte (3. Teil). – In: BJB 25, 2017, S. 42.

dem Vorentscheidungsverfahren weiterhin das sogenannte Endentschädigungsverfahren folgte, wurde bei Letzterem das Vergleichsverfahren auf dem Verwaltungswege durchgeführt. Der Vergleichskommissar – es gab deren etwa zehn in Stuttgart – überprüfte sehr genau die für die Endentschädigung eingereichten Schadensanträge und setzte endgültig die Stammschädigung fest. In meinem Falle 595 923 Reichsmark, die für eventuelle weitere Entschädigungen als Grundlage diente. Dem Antragssteller wurde ein Vergleichsvorschlag gemacht, den er annehmen oder ablehnen konnte. Im letzteren Falle kam seine Schadenssache dann zur endgültigen Entscheidung vor eine Spruchkammer, bei welcher ein Vergleichskommissar den Vorsitz führte und dem zwei Beisitzer angehörten, davon ein Auslandsdeutscher und ein Inlandsdeutscher mit kaufmännischen Kenntnissen. Auch in diesen Spruchkammern wirkte ich als Beisitzer mit, es kamen aber nur verhältnismäßig wenig Fälle zur Aburteilung, das waren aber dann immer sehr schwierige und verwickelte Schadensfälle. Abschließend muss ich sagen, dass mir die Tätigkeit als Beisitzer bei den Spruchkammern keine Last, sondern eine Freude war, und dass meine erfolgreiche Mitarbeit auch Anerkennung fand.

Verschiedene Urlaubsreisen

Immerhin war diese vielseitige Tätigkeit eine sehr arbeitsreiche und aufreibende Zeitperiode für mich, und die jährliche Urlaubszeit wurde immer mit Sehnsucht erwartet und dann auch gemeinsam mit unserer lieben Mutter, die der Erholung ebenso bedürftig war wie ich, genossen. Im zweiten Jahr unseres Hiereins verbrachten wir den Urlaub in Sulz am Neckar im Bezirkskrankenhaus, da wir beide auch ärztliche Behandlung nötig hatten und da wir in Sulz gut und verhältnismäßig billig Unterkommen fanden. Die Solbäder und die herrlichen Spaziergänge, die wir weidlich ausnutzten, bekamen uns sehr gut. In späteren Jahren waren wir noch einmal gemeinsam dort und im Jahre 1927 war ich nach einer ernsten Erkrankung noch einmal allein zur Rekonvaleszenz im Sulzer Krankenhaus. Einen Urlaub verbrachten wir gemeinsam in Freudenstadt, wo wir bei Familie Kneib in Pension waren. Freudenstadt ist ja ein idealer Schwarzwaldkurort mit den herrlichsten Spaziergängen in wundervollem Tannenwald. Da

wir bei Familie Kneib sehr gut aufgehoben waren und auch mit Familie Kirsch und anderen Bekannten verkehren konnten, so hatten wir an diesem Urlaub viel Freude und Erholung.

Auf Einladung von Nikolaus von Falz-Fein verbrachten wir einen Sommerurlaub bei ihm auf seinem Gut Werder an der Ostsee in der Nähe von Wismar. Das Gut ist am Wattensee gelegen, man konnte zwar baden, aber ich fand nicht viel Gefallen daran, das Wasser ist dort sehr flach, und die ständigen Winde gestalteten mir den Aufenthalt nicht besonders angenehm, Mutter hat wohl nicht ein einziges Mal gebadet. Wir waren von Herrn und Frau von Falz-Fein sehr lieb und gastfreundlich aufgenommen und lebten dort reichlich feudal, wie es anders auch nicht denkbar war, wenn man bei einem ehemaligen Großgrundbesitzer Südrusslands zu Gast war. Ein besonderes Vergnügen bereitete mir das Billardspiel, das ich von Hause aus kannte und leidenschaftlich liebte. Sowohl Herr als auch Frau von Falz-Fein spielten gerne, ein sehr schönes Billard war im Hause. Leider ist Herr von Falz-Fein mit einem nervösen Leiden sehr geplagt, das ihn oft verstimmte und das zuweilen auch recht schmerzhaft war. An solchen Tagen war er dann immer sehr schwer zu behandeln. Wir bewunderten Frau von Falz-Fein, die keine leichte Aufgabe hatte, die sie aber mit großer Geduld und mit Takt zu tragen wusste. Wir erinnerten uns oft und gerne an die auf Werder genossene Gastfreundschaft.

Silberne Hochzeit

Ein Ereignis in unserem Familienleben bildete unsere silberne Hochzeit, die wir im Jahre 1921 begehen konnten. Es waren alle unsere nächsten Verwandten von nah und fern gekommen, und so arrangierten wir eine kleine Feier im Gemeindegasthaus Korntal. Zum Mittagessen hatten wir die nächsten Verwandten eingeladen. Wir waren insgesamt 24 Personen zu Tisch. Sonstige Verwandte und gute Bekannte hatten wir am Nachmittag zum Kaffee gebeten, es waren auch alle, die uns nahe stehen und soweit sie in der Nähe wohnten, erschienen, die Kaffeegesellschaft mag etwa 50 Personen stark gewesen sein. Die Kinder hatten eine kleine komische Aufführung einstudiert, in welcher Kurt Huth zum allgemeinen Gaudium mich kopierte und meine Gewohnheiten in



Der Luftkurort Freudenstadt war Ziel einer Urlaubsreise von Familie Schaad.

neckischer Weise sehr gelungen demonstrierte. Der Tag verlief sehr schön, wir erhielten von auswärts viele Briefe und Gratulationen und eine ganze Anzahl Telegramme. Herr Abt aus Stuttgart, der wegen seines Leidens nicht kommen konnte, gratulierte mit einem launig-ernsten Gedicht, das er selbst gemacht hatte. Leider hatte niemand daran gedacht, einen Fotoapparat mitzunehmen, sodass wir nur ein, mit einem minderwertigen Apparat und von unkundiger Hand aufgenommenes Lichtbild besitzen.¹⁰ Im Übrigen ist von Festlichkeiten in unserem Hause wenig zu sprechen, in den bescheidenen Verhältnissen kamen solche für uns nicht infrage, die Geburtstage aller Familienglieder und die Konfirmationen der vier Jüngsten (die drei Ältesten wurden noch in Russland konfirmiert), die sich aus dem Rahmen des alltäglichen Lebens etwas heraus hoben, war so ziemlich alles in den ersten Jahren.

zungen, die Wohnung zu wechseln, da die Wohnung Herdweg 7 nunmehr nach dem Friedenspreis eingeschätzt wurde und so für uns viel zu teuer war. Zudem hat Herr Wanner sich die

Wohnungswechsel

Als nach Beendigung der Inflationszeit die Mark stabilisiert worden war und die Rentenmark gleich Goldmark geltend wurde, sahen wir uns ge-



Die Einführung der Rentenmark im Jahr 1923 steht für das Ende der Inflation.

¹⁰ Auch dieses Bilddokument ist heute leider nicht mehr vorhanden.

ganzen Jahre so schofel verhalten, hat nicht die geringsten, selbst allernotwendigsten Reparaturen in unserer Wohnung ausführen lassen, die wir ohnehin sehr abgewohnt bezogen hatten, sodass wir die an sich lieb gewordene Wohnung nicht ungerne aufgaben. Es war nicht leicht, eine andere geeignete Wohnung zu finden. Schließlich fanden wir aber auf der Hegelstraße 44 im dritten Stock eine Wohnung, die wir Ende Oktober 1924 bezogen und die in Bezug auf Räumlichkeiten allen unseren Ansprüchen genügte. Die schöne große Veranda zur Gartenseite Nord-West war ein besonders wertvoller Teil der Wohnung. Leider hatte sie kein eingerichtetes Bad, das Zimmer dazu war da. Die Wohnung hatte aber zwei große Fehler. Erstens, dass sie im dritten Stock war – das Treppensteigen bekam namentlich unserer Mutter nicht gut, aber auch ich musste bei der dritten Treppe schon immer reichlich pusten. Der zweite, noch größere Fehler war der, dass der im zweiten Stock wohnende Hausbesitzer samt seiner Frau die denkbar ungemütlichste und unfreundlichste Nachbarschaft war. Schon beim Mieten der Wohnung hatte ich starke Bedenken gegen diesen Herrn, aber er war noch viel schlimmer, als ihn mir ein Mitbewohner des Hauses geschildert hatte. Ich hatte mit ihm im Laufe der Jahre eine ganze Reihe von Auseinandersetzungen, meist schriftlich, die waren nicht ohne. Zwar habe ich mein Recht in allen Fällen durchgesetzt, aber diese ewigen Widerwärtigkeiten mit einem wuchernden Hausbesitzer, die kosteten mich doch viel Nervenkraft. Wes Geistes Kind diese Familie war, bewies uns auch der Umstand, dass der einzige Sohn, der eine Vertrauensstellung innehatte, in einer sehr üblen Betrugsaffäre eine Rolle spielte, die ihm vom Gericht eine Freiheitsstrafe eintrug.

Beendigung der Arbeit bei der Hilfsstelle

In dieser Zeit musste ich außerdem eine sehr, sehr betrübliche und unangenehme Erfahrung machen, die mir viele schlaflose Nächte und im Endresultat große materielle Verluste brachte. Doch ehe ich darauf eingehe, muss ich zunächst noch von dem Abschluss meiner Tätigkeit auf der Hilfs-

stelle sprechen, da dies auch mit dem darauffolgenden bedauerlichen Reinfall eng zusammenhängt. Ich hatte von meiner Tätigkeit auf der Hilfsstelle bis zum Jahre 1923 gesprochen und erwähnt, dass der Betrieb immer mehr abblaute. Die vorgesetzte Behörde ging nun daran, die Hilfsstellen allmählich ganz aufzulösen, die Angestellten wurden alle abgebaut und zum 1. April 1924 verblieb ich als Einziger auf der Hilfsstelle, um diese auch allmählich ganz zu liquidieren. Nur unser alter Botengänger Kammerer zog mit mir und den gesamten Akten, Büromöbeln und sonstigem Material, soweit Letzteres zur Fortführung des Betriebes notwendig war, wieder um in den Prinzenbau, wo mir ein Zimmer von einer anderen, unter dem Arbeitsministerium stehenden Organisation für die Hilfsstelle überlassen wurde. Es war im Anfang keine ganz leichte Aufgabe für mich. Die Betreuung der Auslandsdeutschen und Elsass-Lothringer war fast ganz eingegangen, nachgeblieben war in der Hauptsache die Betreuung der Ruhrflüchtlinge. Es war für mich nicht so leicht, nunmehr allein die ganze Arbeit zu tun, für die in den letzten Monaten noch sechs bis sieben Angestellte waren! Für den schriftlichen Verkehr hatte ich von der Organisation, die mir das Zimmer abgetreten hatte, auch aushilfsweise ein Schreibfräulein, wogegen Kammerer jener Organisation Botendienste leistete, auch oblag ihm die Heizung und das Reinhalten des Zimmers.

Als unmittelbaren Vorgesetzten hatte ich nun Regierungsrat Gögler vom Arbeitsministerium.¹¹ Herr Gögler, ein noch jüngerer Mann, sehr strebsam und ehrgeizig, zeigte sich mir gegenüber von allem Anfang an sehr als Vorgesetzter. Nach meiner tiefsten Überzeugung hatte ich das Major Wirth zu verdanken, der doch einen Pik auf mich hatte und der mir auch bei der Verabschiedung am 1. April 1924 sagte, ich würde es jetzt mit einem strengen Vorgesetzten zu tun haben. Daraus schloss ich, dass er dem Regierungsrat Gögler hinterbracht hatte, dass ich nicht sehr gut auf Vorgesetzte eingestellt bin. Da ich nun fast täglich mit Herrn Gögler persönlich zu tun hatte, lag mir dessen herablassendes Gebaren und das ständige Vorschriftenmachen so in den Gliedern, dass ich schon die größte Lust hatte, dem Herrn zu sagen: „Mach Dir Deinen Dreck alleene.“ Aber was dann? Eine andere Stellung zu erhalten, war für

¹¹ August Gögler (1890 bis 1968). Jurist in der württembergischen Verwaltung. 1952 erster Bevollmächtigter des neu gegründeten Südweststaates Baden-Württemberg beim Bund.

mich so gut wie ausgeschlossen. Ich biss die Zähne zusammen und machte weiter, aber die Sache wurmte mich dermaßen, dass ich ganz krank wurde, mein Magen wollte nicht mehr richtig funktionieren. Unser Hausarzt, Dr. Metzger, versuchte alles Mögliche, es wollte aber nicht besser werden. Da wurde ihm gelegentlich ohne mein Wissen von Felicitas gesagt, was mich so schwer bedrückt. Bei seinem nächsten Besuche, bei dem er wieder feststellen musste, dass keine Besserung eingetreten war, fragte er mich, ob mich vielleicht etwas seelisch bedrücke. Er könne sich gar nicht erklären, dass es mit meinem Magen nicht besser wird. Da sagte ich ihm dann Bescheid. Darauf sagte er zu mir: „Aber lieber Herr Schaad, da will ich Ihnen ein gutes Mittel nennen; jedes Mal, wenn Sie der Herr von oben herunter behandelt, dann denken Sie an Götz von Berlichingens klassischen Ausspruch, und Sie werden sehen, das hilft.“ Und es hat wahr und wahrhaftig geholfen, ich kam dadurch über die seelische Depression hinaus, mein Gesundheitszustand besserte sich, und ich ließ den Regierungsrat Gögler sagen, was er wollte, ich aber machte, was ich wollte! Und siehe da, jetzt ging es, das Verhältnis zwischen mir und meinem Vorgesetzten änderte sich zusehends zum Besseren, sodass sich schließlich eine angenehme Zusammenarbeit entwickelte, die sich – um es kurz zu sagen – bis zu einem gegenseitigen Achtungs- und Vertrauensverhältnis entwickelte, wie es schöner und besser gar nicht sein konnte. Das glänzende Dienstzeugnis, das mir beim Abgang von der Hilfsstelle ausgestellt wurde, und die überaus liebenswürdigen und anerkennenden Worte, die mir Ministerialrat Schmucker, der Vorgesetzte Göglers, beim Abschied sagte, sind wohl der beste Beweis dafür.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zum Anfang meiner selbstständigen Arbeit zurück. Als es sich mit der Zeit herausstellte, dass ich das Schreibfräulein nicht ganz erhalten konnte, wenn ich es gebrauchte, sondern nur dann, wenn sie anderwärts entbehrlich war, so erlernte ich selbst – so gut es ging – das Schreiben auf der Maschine und schrieb mir meine Briefe selbst. Mein Antrag, für die alte Schreibmaschine mit Zuzahlung eine neue anzuschaffen, wurde mir genehmigt, und so erhielt ich eine tadellose neue Maschine und schrieb auf ihr alle Korrespondenz und so weiter selbst. Nachdem ich auch im Prinzenbau noch einmal in ein anderes Zimmer umziehen musste,

und mein Bleiben auch in diesem Zimmer nicht für längere Zeit war, so landete ich schließlich im Frühjahr 1925 im Arbeitsministerium auf der Lindenstraße 4, wo für mich ein Zimmer frei gemacht werden konnte. Zwar musste ich auch dort noch einmal umziehen, doch war dies immerhin die letzte Station, denn die Arbeit ging allmählich doch ganz zu Ende, und so wurde mir wegen Auflösung der Hilfsstelle auf den 31. Dezember 1925 gekündigt.

Einstieg in den Autohandel

Etwa im August 1925 hatte ich gelegentlich mit einem Ruhrflüchtling namens Kopsch eine Unterhaltung über mein baldiges Ausscheiden durch Auflösung der Hilfsstelle und dass ich nicht wüsste, was dann käme. Da machte er mir die Mitteilung, dass er im Autohandel Geld umsetzt und gut dabei verdient, ich solle es doch auch so machen. Die Firma Schmid, von Hinrichs & Co. hier suche Geld und sie sei auch bereit, Teilhaber ins Geschäft aufzunehmen. Ich sagte ihm darauf, dass dies wohl kaum für mich infrage käme, da ich mit dieser Branche gar nicht vertraut sei, aber dass dies vielleicht etwas sei für meinen Schwager Woldegar Vaatz, der seinerzeit einen Autohandel in Odessa hatte. Diesem erzählte ich auch bei nächster Gelegenheit von dem, was mir Kopsch gesagt hatte, und da war er natürlich gleich Feuer und Flamme. Er trat in Unterhandlung mit den Herren Wagner und Kern, den Mitinhabern der Firma Schmid, von Hinrichs & Co. und berichtete mir freudestrahlend von den ungemein günstigen Aussichten, die sich da eröffnen, nicht nur für ihn, sondern auch für mich. Die Leute brauchten zirka 60 000 Reichsmark, um ihr Geschäft zu erweitern, in Freudenstadt solle eine Filiale eröffnet werden – die Zentrale der Firma war in Ulm, wo Herr Schmid das Geschäft selbst führte – dort würde er, Vaatz, die Stellung als Geschäftsführer der Filiale erhalten, ich aber würde eine Stellung im Stuttgarter Geschäft erhalten können. Alles, was er mir sonst noch sagte, klang so verheißend, dass ich nun auch interessiert wurde, umso mehr, als mir ja meine Stellung gekündigt war und ich gar keine Aussichten hatte, anderwärts, ohne geldliche Beteiligung, eine Stelle zu erhalten.

Wir machten nun um einige Zeit gemeinsam einen Besuch bei der Firma, und ich muss sagen,



1925 stieg Schaad in den Autohandel ein. Zu den angebotenen Fahrzeugen gehörte vermutlich auch der NSU 5 mit 25 PS.

was ich da sah und hörte, machte auf mich durchaus den besten Eindruck. Die Firma besaß ein eigenes Haus auf der Böblinger Straße, in welchem Parterre zwei große Ausstellungsräume für Automobile eingerichtet waren. Die erste Etage aber war ganz vom Büro eingenommen, das mit guten, modernen Büromöbeln ausgestattet war. Ferner besaß die Firma auf der Burgstallstraße ein größeres Anwesen mit Haus, Reparaturwerkstätte, Garagen und so weiter, was alles einen sehr guten Eindruck machte, die Werkstätte war mit den neuesten und modernsten Maschinen und Werkzeugen ausgestattet, alles sah gut aus und machte wirklich den Eindruck eines recht soliden Unternehmens. Während die unteren Räumlichkeiten in der Burgstallstraße für Büro Zwecke eingerichtet waren, bewohnte der Teilhaber und Geschäftsführer Karl Wagner den ersten Stock. Außer Wagner war noch der Teilhaber Hans Kern im Stuttgarter Geschäft tätig. Während die Hauptperson, Georg Schmid, der in Ulm noch sein persönliches Geschäft hatte, selten nach diesem Geschäft sah.

Wenn ich noch hinzufüge, dass Schmid mit der Tochter eines Gutsbesitzers von Hinrichs, der in Norddeutschland ein Gut besaß, verheiratet war, und Wagner mit der Tochter des angesehenen Fabrikanten Pfäffle in Lorch verheiratet war, und das Kern, der noch unverheiratet war, den Direktor

der Stuttgart-Hohenzollernschen Brauerei zum Vater hatte, so wird man verstehen können, dass ich – oberflächlich betrachtet – alle Ursache hatte, zu glauben, dass es eine gute und vertrauenswürdige Gesellschaft sei, an der wir uns beteiligen wollten. Wie maßlos wir hinter das Licht geführt und betrogen wurden, spottet jeder Beschreibung. Ich muss es mir versagen, hier eingehend auf den ganzen Schwindel und Betrug einzugehen, der an uns begangen worden war. Wer sich dafür interessiert, kann in die von mir selbst gefertigte Klageschrift, in die unzähligen Schriftsätze der Beklagten und in meine Gegenschriften Einsicht nehmen, es ist alles in Abschrift in meinem Sekretär vorhanden und hat ein Gewicht von zwei Kilogramm. Hier will ich nur so kurz als tunlich den Hergang darstellen, wobei ich nur meine Angelegenheit behandeln werde, da Vaatz nicht in die Lage kam, klagbar zu werden. Nur insoweit unsere Angelegenheiten mit einander verflochten sind, werde ich der Sache Vaatz Erwähnung tun.

Aufgrund einer uns vorgelegten Bilanz verhandelten wir mit allen drei Teilhabern, denn Schmid war zu diesem Zwecke auch aus Ulm nach Stuttgart gekommen. Nach dieser Bilanz sollte die Aktiva von 523 000 Reichsmark und eine Passiva von 213 000 Reichsmark vorhanden sein, woraus sich ein Nettovermögen von 310 000 Reichsmark

ergibt. Zu den bisherigen 37 Anteilen sollten für uns weitere acht Anteile herausgegeben werden, die Vaatz und ich zu gleichen Teilen zum Preise von je 6000 Reichsmark pro Anteil erhalten sollten. Wir gingen auf die Sache ein. Ich erhielt bald darauf vom Reichsentschädigungsamt 12600 Reichsmark Nachentschädigung ausbezahlt, von welcher Summe ich 10000 Reichsmark als Anzahlung für meine Anteile der Firma einzahlte. Vaatz hatte sich schon früher von einem Hamburger Freund 10000 Reichsmark geliehen und diese eingezahlt. Er erhielt einen Anstellungsvertrag als Geschäftsführer für Freudenstadt für zehn Jahre mit einem Gehalt von 750 Reichsmark monatlich, ich sollte als Nichtfachmann in Stuttgart eine Stellung erhalten, die mit 400 Reichsmark monatlich dotiert würde. Beide suchten wir beim Reichsentschädigungsamt um Darlehen nach, erhielten sie auch, und ich zahlte dann die restliche Summe an die Firma ein.

Ende November, noch ehe ich bei der Firma tätig war, erfuhr ich, dass Schmid aus dem Stuttgarter Geschäft austreten wolle. Es fanden darüber langwierige Verhandlungen zwischen den drei Teilhabern statt, die im Endresultat so ausgingen, dass Schmid aus der Stuttgarter Firma austrat, die Filiale Freudenstadt samt Vaatz und dessen Ansprüchen an die Firma Schmid von Hinrichs übernahm, während ich zusammen mit Wagner und Kern nunmehr das Stuttgarter Geschäft übernahm, um es unter der Firma Autowagner G.m.b.H. weiterzuführen. Es wurden diesbezügliche notarielle Verträge zwischen allen Beteiligten geschlossen, die so verklausuliert waren, dass ich dem Notar Häfele sagen musste, dass ich sie nicht verstehe, worauf er mir erwiderte, dass nicht nur ich, sondern auch viele andere diese Verträge nicht verstehen würden – sie wären geeignet für eine Doktorarbeit. Nachdem mir später die Augen aufgegangen waren, wusste ich, dass diese Verträge tatsächlich für eine Doktorarbeit geeignet sein mögen, um den Nachweis zu erbringen, wie es ein gewissenloser Notar anzustellen hat, um einen gutgläubigen Menschen um Hab und Gut zu bringen, ohne sich selbst vor dem Gesetz strafbar zu machen!

Am 2. beziehungsweise 4. Januar 1926 trat ich meine Stellung bei der Firma an. Das kaufmännische Büro war inzwischen aus Sparsamkeitsgründen mit dem technischen Büro auf der Burgstallstraße 61 zusammengelegt worden. Schon nach einigen Tagen ging mir die Dämmerung durch

das, was ich hörte und sah, auf, in was für eine Gesellschaft ich geraten war. Leute kamen und gingen aus und ein, wie in einem Taubenschlag, es regnete förmlich Forderungen und Mahnungen, Notariatsbeamte mit Wechselforderungen erschienen, die nicht bezahlt werden konnten und somit zum Protest gingen. Das Telefon war dauernd in Anspruch genommen, und jedermann konnte da heraushören, dass es sich ausschließlich um Zahlungsangelegenheiten handelte. Die Herren Wagner und Kern waren entweder tatsächlich abwesend oder sie ließen sich verleugnen, und das Fräulein am Telefon wusste sich oft keinen Rat, wie sie die unwahren Aufträge weitergeben soll. Alles, was ich sah und hörte, war so grundverschieden von meinen Auffassungen von Ehrenhaftigkeit und kaufmännischen Anstand, dass mir förmlich ekelte bei dem Gedanken, dass ich Teilhaber dieses Geschäftes geworden sein soll. Auch die ganze Korrespondenz drehte sich fast ausschließlich um Mahnungen der Lieferanten, Fabriken, Finanz- und Steuerbehörden von den größten bis zu allerkleinsten Posten herunter. Ich war platt, geschlagen, tief unglücklich, aber immer wusste ich noch nicht, wie schlecht tatsächlich das Geschäft schon stand – das konnte ich erst ganz allmählich aus dem Buchhalter Baumgärtner herausbringen, der aus begreiflichen Gründen sich anfangs mir gegenüber reserviert verhielt. Er sagte mir, dass der Konkurs drohe, wenn Schmid nicht auf sein Guthaben von 40000 Reichsmark verzichtet, für die Teilhaber der Firma Autowagner bleibe auf alle Fälle nichts mehr, aber auch gar nichts nach!

Gerichtliche Auseinandersetzung

Am nächsten Tage, nachdem mir das bekannt geworden war, hatte ich eine gründliche Aussprache mit Wagner und Kern, welchen ich erklärte, dass sie mich rundum belogen und betrogen hätten, und dass ich mich an den Staatsanwalt wenden würde, wenn sie mir nicht mein Geld bei Heller und Pfennig zurückzahlen würden. Das versprochen sie mir allerdings hoch und heilig, aber da ich absolut kein Vertrauen mehr zu ihnen haben konnte, so begann ich mich auf den Krieg mit den Gaunern vorzubereiten. Ich hatte die Möglichkeit, aus Korrespondenzen und den Büchern sowie durch Aussagen der Angestellten so

viel Belastungsmaterial zusammenzufassen, dass ich das betrügerische Vorgehen der drei Herren Schmid, Wagner und Kern einwandfrei nachweisen konnte. Ich beriet mich mit einem juristischen Vertrauensmann, der riet mir zunächst mit einer Zivilklage, nicht aber mit der Staatsanwaltschaft vorzugehen, da die Aussichten, zu meinem Gelde zu kommen, so günstiger seien. Ich suchte darauf um das Armenrecht für die Klage nach, da ich nicht in der Lage war, die erforderliche Kautionszahlung von 3 bis 4000 Reichsmark beim Gericht einzuzahlen. Das Armenrecht wurde mir auch bewilligt, und ich wandte mich nunmehr an Dr. Sick, Rechtsanwalt und Notar, Vorstand der Kriegshilfe Württemberg, der sich bereit erklärte, meine Sache vor Gericht zu vertreten. Nachdem ich ihm den ganzen Sachverhalt vorgetragen hatte, bat er mich, ihm das alles schriftlich niederzuschreiben und alle Belege beizulegen. Das tat ich denn auch. Ich brachte die ganze Sache in chronologischer Folge auf 23 Schreibmaschinenblättern zu Papier, was eine förmliche Anklageschrift darstellte. Dr. Sick war sehr zufrieden damit, und die Klage wurde beim Landgericht anhängig gemacht. Ich ging auf den Rat von Dr. Sick weiterhin ins Geschäft und sammelte dort fleißig und nachdrücklich immer mehr und mehr Beweise, sodass einwandfrei festgestellt werden konnte, dass die mir seinerzeit vorgelegte Bilanz eine großartige Fälschung war. Anstatt eines Nettovermögens von 310000 Reichsmark war nach einer Bilanz aufstellung der Stuttgarter Treuhandgesellschaft ein Abmangel von 64000 Reichsmark festgestellt worden, wobei noch zu sagen ist, dass die voll bewerteten Außenstände zum Teil sehr faul waren, sodass ein tatsächlicher Abmangel von über 100000 Reichsmark vorhanden war.

Die Klagesache nahm aber einen sehr schleppenden Verlauf, auf meine Klageschrift erfolgten Gegenschriften der Rechtsanwälte der Beklagten, zu welchen dann meinerseits wieder Stellung genommen werden musste. Da ich zu den gegnerischen Schriftsätzen meiner Sachkenntnis wegen persönlich Stellung nehmen musste, so hatte ich Gelegenheit, meine ganzen Wahrnehmungen in aller Schärfe gegen die Beklagten auszuspielen. Nachdem ich von den Gaunern so hereingelegt worden war, kämpfte ich wie ein Löwe um mein

Recht, ich scheute mich nicht, meine unehrenhaften Gegner direkt als Gauner zu bezeichnen. Die von mir ausgearbeiteten Gegenschriften imponierten Herrn Dr. Sick so, dass er mir einmal sagte: „An Ihnen ist ein guter Advokat verloren gegangen!“ Einen meiner Schriftsätze reichte er dem Gericht ein mit folgender Bemerkung: „Der Kläger hat auf die Erklärung des Beklagten Schmid vom 19. Juli 1926 die anliegende Erwiderung verfasst, deren Inhalt so eindrucksvoll ist, dass eine Bearbeitung das nur abschwächen würde!“

Leider, muss ich sagen, verhielt sich mein lieber Dr. Sick mit der Zeit doch etwas saumselig gegenüber den geriebenen Rechtsanwälten der Gauner, ich glaube, wenn er nicht nur meine Schriftsätze gut befunden hätte und im Original dem Gericht eingereicht, sondern auch selbst gute Gegenschriften ausgearbeitet und dazu gegeben hätte, wäre ein besseres Resultat und wesentlich rascher erreicht worden. So aber zog sich die Sache unendlich in die Länge, die Gegner sabotierten förmlich den Fortgang mit allen Mitteln. Der Landrichter, Dr. Dill,¹² der die Klagesache bearbeitete, sagte den Vertretern des Beklagten einmal bei der Beweisaufnahme der Zeugen, dass wenn sie in dieser Weise fortführen, den Gang der Beweisaufnahme zu verhindern, er gezwungen sei, die ganze Klagesache dem Staatsanwalt zu übergeben. Schließlich waren die Vorverhandlungen so weit gediehen, dass die Angelegenheit für eine gerichtliche Verhandlung reif war. Nun machte mir Dr. Sick auf Anregung des Landrichters Dr. Dill den Vorschlag, einen Vergleich auf 14000 Reichsmark mit den Gegnern einzugehen. Ich wollte zunächst von einem Vergleich gar nichts wissen, falls ich durch ihn nicht die volle Summe von 28500 Reichsmark, die ich zu verlangen hatte, erhalten würde. Ich erklärte, dass ich vorzöge, gar nichts zu erhalten wenn nicht alles, dagegen aber durch Überantwortung der Gauner an die Staatsanwaltschaft die Befriedigung hätte, dass die Herrschaften ins Loch kämen. Darauf gab mir Dr. Dill zu verstehen, dass ich kaum Aussicht hätte, auch nur einen Pfennig zu erhalten, wenn erst die Staatsanwaltschaft die Sache in Händen hätte. Unterdessen hätten sich meine Gegner aller persönlichen Werte entledigt, und davon, dass sie vielleicht einige Monate ins Gefängnis kämen, hätte ich doch

¹² Gottlob Dill (1885 bis 1968). Jurist, württembergischer Ministerialbeamter.

schließlich keinen Gewinn. Mehr als die angebotenen 14 000 Reichsmark seien jedoch nach seiner Ansicht keinesfalls durch einen Vergleich von den Beklagten zu erhalten.

Zu Hause sprach man mir natürlich auch zu, ich solle doch lieber etwas nehmen als gar nichts, denn 14 000 Reichsmark (fast die Hälfte des Verlustes), das wäre doch immer noch etwas. So willigte ich denn nach längerem Zögern ein, den Vergleich zu schließen, und am 17. Oktober 1927 wurde er abgeschlossen. Schmid musste 6 300 Reichsmark, Wagner 3 200 Reichsmark und Kern 4 500 Reichsmark in Terminen zahlen. Die Summen mussten mit sechs Prozent verzinst werden. Als Garantie und für rechtzeitige Zahlung zu den festgesetzten Terminen hatte Schmid mir Waren übereignet im doppelten Wert seiner Schulden und eine Hypothek über 10 000 Reichsmark auf sein Wohnhaus in Neu-Ulm gegeben. Für Kern leistete sein Vater Bürgschaft, und für Wagner dessen Frau, die einen Geschäftsanteil über 25 000 Reichsmark in der Fabrik ihres Vaters besaß. Der alte Herr Kern zahlte, nachdem der Vertrag rechtskräftig abgeschlossen war, in kürzester Frist den ganzen Betrag. Für Wagner zahlte sein Schwiegervater die Raten und auch die Zinsen pünktlich zu jedem Termin. Bei Schmid aber haperte es. Er sollte gleich 300 Reichsmark zahlen und ab 15. März 1928 je 500 Reichsmark monatlich. Die ersten Raten zahlte er ohne Mahnung, dann musste ich schon mahnen, bis gezahlt wurde. Als dann am nächsten Termin die Zahlung wieder nicht eingetroffen war, schickte ich ihm sofort den Gerichtsvollzieher, dem er dann zahlte und auch die Kosten zu tragen hatte. So kam es noch einmal, denn ich ließ nicht locker.

Schließlich erhielt ich dann auch von Schmid alles, was er zu zahlen hatte samt der Zinsen.

Damit schloss ein Kapitel in meinem Leben ab, das mir viel, viel Aufregung gebracht hatte und mich viel Nervenkraft kostete. Ich habe es bis heute noch nicht überwunden, dass ich mich so hereinlegen ließ von einer solchen abgefeimten Gaunerbande. Dass es vielen Auslandsdeutschen, die sich hier wieder eine Existenz gründen wollten, auch so und noch viel schlechter erging, ist mir kein Trost. Mein Schwager, Woldemar Vaatz, hat – um das nur kurz zu erwähnen – noch mehr verloren als ich. Es bleibt noch zu erwähnen, dass die Autowagner G.m.b.H. liquidiert wurde, alles wurde verkauft, aber nur die gesicherten Gläubiger kamen zu ihrem Gelde. Alle anderen, und das war die große Mehrzahl, erhielten keinen Pfennig. Ich war bis etwa Juni 1926 bei der Auflösung mit dabei, nur deshalb, um für mich so viel als möglich an Gehalt zu retten. Mehr als für April konnte ich jedoch nicht herausbekommen, habe aber noch einige Lampen und Möbelstücke billig übernommen, um wenigstens etwas zu haben.

Aushilfsjobs

Nun war ich bemüht, irgendeine andere Beschäftigung zu finden, das wollte aber lange nicht gelingen. Schließlich erhielt ich eine Aushilfsstelle auf der Hauptfürsorgestelle, die unter der Leitung von Oberregierungsrat Hausmann stand und in der Rotebühlkaserne milizierte. Wenn auch das Gehalt verhältnismäßig gering war – etwa 220 Reichsmark netto im Monat –, so war das für mich



Eine Zeit lang war Schaad in der Hauptfürsorgestelle in der Stuttgarter Rotebühlkaserne beschäftigt.

doch eine große Hilfe und ich hatte jetzt wieder eine regelrechte Beschäftigung, die mich befriedigte. Meine Hauptarbeit bestand darin, die Rechnungen der sozialen Einrichtungen Württembergs sowie die Zusatzrentenabrechnungen auf ihre materielle und rechnerische Richtigkeit nachzuprüfen. Mit einer Unterbrechung durch Krankheit arbeitete ich dort fast ein Jahr und musste dann ausscheiden, da diese Aushilfsarbeit beendet und eine andere für mich nicht mehr vorhanden war. Ich denke gern an diese Arbeit und meine dortigen Arbeitskollegen zurück.

Einige Zeit später fand ich dann nochmals gegen Taggeld Beschäftigung auf der evangelischen Kirchenpflege Stuttgart. Abgesehen davon, dass die Arbeiten, die mir dort zugewiesen wurden, ziemlich geistlos waren, herrschte in dieser Kanzlei ein bürokratischer Geist, der wohl nicht mehr überboten werden konnte. Der Vorsteher, Rechnungsrat Brigel, war ein ganz unausstehlicher Patron, der vom gesamten Personal – etwa 12 bis 15 Angestellte – regelrecht gehasst wurde, und das, wie ich bald ersehen konnte, mit vollem Recht. Ich bin ja dafür bekannt, dass ich die Pünktlichkeit schätze, und ich darf sagen, dass ich auch dort stets pünktlich zum Arbeitsbeginn auf dem Platze war. Wie es der Herr Brigel aber trieb, das ging doch auch mir über die Hutschnur. Er war immer der Erste auf dem Büro, Punkt sieben Uhr morgens erschien er in den Büroräumen der Angestellten und kontrollierte, ob alle auf dem Platze sind, und wehe dem, der noch nicht da war. Ich erlebte es eines Tages, um nur ein Beispiel zu nennen, dass ein Fräulein, das in meinem Zimmer ihren Arbeitstisch hatte, morgens, als Brigel erschien, noch nicht da war. Nachdem er die anderen Zimmer auch noch durchgeschnüffelt hatte, kam er beim Rückweg nochmals in mein Zimmer, und gerade in diesem Moment kam auch das Fräulein herein. Mit der Taschenuhr in der Hand schnauzte er sie an: „Wissen sie nicht die Zeit, wenn die Arbeit beginnt, es ist schon vier Minuten nach sieben Uhr und Sie kommen erst jetzt. Bei der nächsten Versäumnis werden Sie bestraft!“ Dazu ist noch zu bemerken, dass dies Fräulein bereits drei Jahre auf der Kanzlei in Stellung war, andere Angestellte schnauzte er noch ganz anders an. Dies eine Beispiel genügt wohl zur Charakteristik dieses „Prügels“. Ich enthalte mich daher jeder weiteren Bemerkung.

Wie lange ich dort beschäftigt war, kann ich nicht mehr feststellen, sie war auch einmal durch

Krankheit unterbrochen. An diese Arbeitsstätte habe ich keine angenehmen Erinnerungen. Schließlich fand ich nochmals Beschäftigung gegen Taggeld auf dem Krankenkassenverband Stuttgart. Dort hatte ich ausschließlich schwere und anstrengende rechnerische Arbeiten zu machen, zum Teil auch mit der Rechenmaschine. Im Ganzen genommen befriedigte mich diese Arbeit aber doch, wäre sie besser belohnt worden, hätte ich allerdings noch bessere Erinnerungen daran. Die besten Posten waren dort mit Parteimitgliedern der Sozialdemokratischen Partei besetzt. Auch der Direktor und seine Sekretärin gehörten zur Partei, sympathisch waren beide nicht. Wäre auch ich Parteimitglied gewesen, so hätte ich zweifelsohne ein besseres Taggeld erhalten.

Im Dezember 1927 trat auch Lotte beim Krankenkassenverband in Stellung mit verhältnismäßig gutem Anfangsgehalt. Im Mai 1928 hatte ich einen ersten Krankheitsanfall durch Arterienverkalkung, die mich für längere Zeit fast ganz arbeitsunfähig machte. Nachdem ich im Bezirkskrankenhaus in Sulz noch eine mehrwöchige Nachkur unter der Behandlung von Dr. Mayer gehabt hatte, konnte ich meine Arbeit im August wieder aufnehmen, jedoch arbeitete ich auf ärztlichen Rat nur halbtätig. Im April 1929 hörte meine Tätigkeit dort ganz auf. Dagegen wurde ich nochmals für die Bearbeitung der Nachentschädigungsansprüche der Schweizer Wehrleute vom Arbeitsministerium in Anspruch genommen und dafür anständig honoriert. Diese Arbeiten bildeten den Schlussstein meiner Erwerbstätigkeit. Obwohl ich noch arbeitsfähig und durchaus arbeitswillig bin, konnte ich keine entlohnte Arbeit mehr erhalten.

Reise nach Berlin zum Reichsentschädigungsamt

Inzwischen kam im Jahre 1928 auch die Schlussentschädigung zur endgültigen Regelung der Liquidations- und Gewaltschäden. Durch dieses Gesetz wurde Geschädigten im Falle des Wiederaufbaus eine erhöhte Stammentschädigung und ein Wiederaufbauszuschuss gewährt. Der Wiederaufbau musste nachgewiesen werden. Dass ich einen Wiederaufbau begonnen hatte, das war dem Reichsentschädigungsamt bekannt, hatte ich doch von ihm hierzu ein Darlehen von 20 000 Reichsmark erhalten. Dies Unternehmen – Schmid, von



Sein Kampf für eine Entschädigung führte Schaad 1928 auch nach Berlin.

Hinrichs & Co. – war missglückt, und ich wollte und konnte dies doch nicht verschweigen. Ich musste nun auf den Wiederaufbau in Kanada hinweisen. Ganz einfach war diese Sache nicht. Darum hielt ich es für geraten, selbst nach Berlin zu reisen, um dort persönlich meine Sache zu vertreten. Es war um jene Zeit nicht ganz leicht, Zutritt zum Reichsentschädigungsamt zu erhalten, da das Attentat eines Geschädigten auf einen der Beamten große Sensation gemacht hatte, die Veranlassung dazu gab, diese Behörde unter besonderen polizeilichen Schutz zu nehmen. Einlass erhielt nur derjenige, der im Besitz einer speziellen Einlasskarte war. Dem Wohlwollen des Herrn Regierungsrates Gögler, der mir durch die Württembergische Gesandtschaft in Berlin den Weg ebnete, hatte ich es zu verdanken, dass mir nach Antrag in kürzester Frist der Zutritt zum Reichsentschädigungsamt für einen bestimmten Tag gewährt wurde. Ich reiste darauf mit Mutter ab nach Berlin.

In dem Sachbearbeiter meiner Schadenssache, Herrn Regierungsrat Jankowsky, lernte ich einen sehr gewissenhaften und auch sehr verständigen, echt preußischen Beamten kennen. Nachdem ich ihm alles, was ich vorzubringen hatte, dargelegt und dazu die Belege gegeben hatte, konnte ich zu meiner Überraschung erfahren, dass dem Herrn Jankowsky mein Reifall bei der Firma Schmid, von Hinrichs & Co. sehr wohl bekannt war. Irgend ein „guter“ Freund hatte das dem Reichsentschädigungsamt zugetragen oder mitge-

teilt. Allerdings war dem Reichsentschädigungsamt nicht bekannt gewesen, dass ich immerhin 14 000 Reichsmark aus der Affäre gerettet hatte, was ich durch das Original-Vergleichsdokument nachweisen konnte. Dazu sagte mir Herr Jankowsky nur: „Da sind Sie ja noch gut weggekommen, anderen erging es noch viel schlimmer!“ Damit war dieser Fall erledigt. Da der Wiederaufbau von Hans und Gottlieb von mir finanziert wurde, waren keine wesentlichen Bedenken gegen die Gewährung der erhöhten Stammenschädigung und der Wiederaufbauzuschläge. Ich war glücklich, als ein zweiter zur Verhandlung hinzugerufener Beamter, von Herrn Jankowsky über meinen Fall wohlwollend unterrichtet, sich auch damit einverstanden erklärte. Ich musste nun meinen begründeten Antrag noch schriftlich anfertigen und einreichen, was dann am nächsten Tage geschah.

Während ich im Reichsentschädigungsamt war, hielt sich Mutter bei Viktor von Schlippe, Meyer-Otto-Straße 4, auf. Ich begab mich nunmehr auch zu Schlippe, wo wir zu Mittag speisten, und nach dem Essen fertigte ich die Eingabe an und schrieb sie auf Schlippe's Maschine nieder. Wie verabredet, brachte ich sie am nächsten Tage Herrn Jankowsky, der sich damit befriedigt erklärte und mir versprach, meine Angelegenheit nunmehr in kürzester Frist zu erledigen, die Berechnung habe er bereits gemacht. Da sagte ich ihm, dass ich auch eine Berechnung gemacht hätte. „Gut“, sagte er, „da wollen wir doch gleich einmal nachsehen, ob wir auch

das gleiche Resultat haben!“ Es stellte sich heraus, dass zwischen unseren Berechnungen nicht die geringste Differenz war und dass das Endresultat das Gleiche war. Wer war glücklicher bei dieser Aussicht als ich, handelte es sich doch um nicht mehr und nicht weniger als um 53.550 Reichsmark, ob ich diese erhalte oder nicht erhalte.

Wir reisten daraufhin von Berlin ab nach Leipzig, wo Dori bei Reichels in Stellung war. Reichels hatten uns eingeladen, für die Dauer unseres Aufenthalts in Leipzig bei ihnen zu wohnen, was wir nicht ablehnen konnten. Wir waren sehr gut und überaus zuvorkommend aufgenommen, und es war uns dadurch ermöglicht, recht viel mit Dori zusammen zu sein. Natürlich besuchten wir auch unsere Verwandten Borms und Kuhns. Von Leipzig reisten wir dann nach Dresden, um auch Huths zu besuchen. Nach mehrtägigem angenehmen Aufenthalt in Dresden, wo wir auch mit unserem alten Bekannten, Fabrikanten Joseph Fuchs, zusammentrafen, reisten wir nach Hause.

Anfang November erhielt ich dann die Benachrichtigung vom Reichsentschädigungsamt, dass mir als Schlussentschädigung insgesamt 77.200 Reichsmark zahlbar 1942 und verzinslich mit sechs Prozent jährlich, sowie 8.100 Reichsmark zahlbar 1944, bis zum Jahre 1942 unverzinslich, für die letzten zwei Jahre auch mit sechs Prozent verzinslich zugebilligt waren. Ich und meine ganze Familie können unserem Herrgott und dem deutschen Vaterland gar nicht Dankes genug sagen für das, was uns Gutes erwiesen worden ist! Ich bin mir dieser Dankesschuld an unser wiedergewonnenes Vaterland durchaus bewusst und werde die Wohltat, die uns durch diese gesetzlichen Maßnahmen zugutekamen, niemals im Leben vergessen. Ich kann es nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit auch noch zu betonen, dass ich überhaupt, in allen Fällen, wo ich mit Behörden oder Beamten, des Reichs oder Württembergs in meinen mannigfachen Angelegenheiten zu tun hatte, stets ausnahmslos wohlwollendes Entgegenkommen gefunden habe. An keiner Türe habe ich vergeblich angeklopft und nirgends bin ich erfolglos abgewiesen worden. Wenn uns trotz allem im Wiederaufbau der Existenz bisher der Erfolg nicht beschieden wurde, den wir erwarteten, so trägt daran nicht das deutsche Vaterland sondern der unsinnige Versailler Vertrag und die daraus entsprungene unheilvolle Weltwirtschaftskrise die Schuld.

Freundschaft mit Familie Hackh

Von den Zinsen der Reichsschuldbuchforderungen konnten wir Eltern nun bei unseren bescheidenen Ansprüchen leben, namentlich wenn wir aus Stuttgart herausgingen irgendwo auf das Land. Eine Beschäftigung konnte ich in Stuttgart nicht mehr finden, gesellschaftlich hielt uns auch kaum etwas in Stuttgart fest, denn wir hatten so gut wie keinen Verkehr mit Stuttgarter Familien. Wir hatten keinen wirklichen Anschluss gefunden, unser Verkehr bestand fast ausschließlich nur mit Verwandten, die auch wie wir Flüchtlinge waren, und mit einigen auslandsdeutschen Familien, die nach dem Kriege in Stuttgart sesshaft geworden waren. Insbesondere hatte ich persönlich sehr intimen Anschluss bei der Familie Hugo Hackh gefunden. Hackh hatte in Ägypten in den Städten Kairo und Alexandria eine Musikinstrumenten- und Musikalienhandlung größeren Umfangs und wurde gleich nach Kriegsausbruch von den Engländern interniert und darauf mit seiner Frau ausgewiesen. Ihr einziger Sohn war als Offizier im Feld, und seine Zwillingsschwester bei einer Tante in Stuttgart. Mit Hackh wurde ich bekannt durch unsere gemeinsamen Interessen im Bund der Auslandsdeutschen, er war der Vorsitzende der ägyptischen Gruppe der Ortsgruppe Stuttgart. Aber noch etwas anderes führte mit der Zeit zu engen Beziehungen zwischen uns, das war das edle Skatspiel! Im Anfang unserer Bekanntschaft seltener, in späteren Jahren aber fast ausnahmslos im Winter jeden Sonntagnachmittag von vier bis sieben Uhr wurde im Hause Hackh Skat gedroschen. Dazu gehörten außer uns beiden noch ein



Ein Weissbrod-Eisenberg-Piano, das für die Musikalienhandlung von Hugo Hackh in Ägypten angefertigt wurde.

Auslandsdeutscher, Manfred Lang, und der Vorstand des Stuttgarter Standesamts, Max Epple. Gespielt wurde nur des Spieles selbst wegen, doch um einen ganz geringen Satz für eine Kasse zur Beschaffung der Spielkarten. Allerdings musste der Hausherr selbst den größten Betrag dazu leisten, denn er spielte recht schlecht, jedenfalls bedeutend schlechter als wir, seine Partner. Er musste darum auch öfter mal die Schmeichelei hören: „Mancher lernt es niemals und auch dann noch nicht recht ordentlich!“

In Frau Hackh lernte ich eine kluge, überaus taktvolle und feinfühlende Dame kennen, die ich sehr hoch schätze. Sie verstand es, ihren sehr anspruchsvollen, nicht gerade mit den besten Umgangsformen belasteten Mann so zu behandeln, und seine Taktlosigkeiten so auszugleichen, dass man unschwer ihre geistige Überlegenheit merkte. Da er sich von seiner Frau in allem, auch dem Geringsten, bedienen ließ, so hatte er den recht zutreffenden Beinamen „Pascha“ in der Familie bekommen. Zur Hackh'schen Familie zählt auch Herr Dr. Bruckhuisen, der quasi als Adoptivsohn bereits lange Jahre in Ägypten im Hackh'schen Hause war. Hin und wieder war auch er beim Skat, manchmal blieb andererseits auch einer der ständigen Partner aus. Durch ein tragisches Geschick verlor die Familie Hackh ihren einzigen hoffnungsvollen Sohn, der den ganzen Krieg mitgemacht hatte, ohne eine schwere Verletzung davonzutragen, um dann nach Friedensschluss bei der Beaufsichtigung der Vernichtung von Kriegsmaterial durch Explosion einer Bombe in Stücke zerrissen zu werden! Das war ein furchtbar schwerer Schlag für beide Eltern, umso mehr, als die einzige Tochter, Zwillingsschwester des Sohnes, geistig zurückgeblieben ist, während sie körperlich sehr gesund doch zu irgendeiner selbstständigen Arbeit nicht fähig ist. Herr Hackh selbst ist 1932, trotz liebevoller und aufopfernder Pflege durch seine Frau, an den Folgen eines Unfalls gestorben. Die Witwe lebt mit ihrer Tochter heute noch in derselben Wohnung, und es war mir eine hohe Befriedigung, dass ich ihr nach Ableben ihres Mannes einige freundschaftliche Dienste leisten konnte und dass es mir eine Ehre ist, auch heute noch zu den Freunden ihres Hauses zu zählen.

Weiterer Lebensweg der Kinder

Im Jahre 1927 wanderten Hans und Gottlieb nach Kanada aus, um sich dort in der Landwirtschaft eine Existenz zu begründen. Ich brauche mich nicht ausführlich darüber auszusprechen, dass deren Farmunternehmen leider vollständig missglückt ist und dass die Farm im Jahre 1932 liquidiert werden musste. Hans verheiratete sich am 24. März 1928 in Ottawa mit Anni Schmidt aus Würzburg. Sie haben bereits zwei prächtige Buben, der Älteste, Günther, ist auch gleichzeitig der älteste Stammhalter der Familie Schaad. Sie leben zurzeit auf einer Pachtfarm in Neuschottland, Kanada – wirtschaftlich geht es bei ihnen sehr knapp zu, doch ist die ganze Familie gesund und lebt in der festen Hoffnung auf einen Wiederaufstieg. Gottlieb, der unverheiratet ist, fand in Kanada keine befriedigende Betätigung, und da ich ihn zudem gerne sehen und sprechen wollte, so kam er im Dezember 1933 nach Deutschland zu Besuch. Die neuen Verhältnisse in Deutschland, die namentlich Landwirten Aussichten für ein Fortkommen bieten, ließen in ihm den Entschluss reifen, ganz hier zu bleiben. Nachdem er einige Zeit auf einem größeren Gut in der Nähe Berlins einen Posten innehatte, hat er jetzt eine Stellung als Bodenschätzer beim Landesfinanzamt Baden angetreten. Felicitas verheiratete sich, wie schon erwähnt, mit Alfred Feucht, Diplom-Landwirt, der im Dezember 1926 nach Südwestafrika¹³ auswanderte, wohin ihm Feli als seine Braut im September 1927 nachfolgte. Nach Felis Ankunft in Swakopmund wurden sie dort getraut. Nach einigen vorübergehenden Beschäftigungen als Farmgehilfe, steht Alfred seit 1928 bei der OMEG in Diensten, er hat eine große Farm bei Tsumeb zu verwalten.¹⁴ Wenn auch nicht üppig, so haben sie doch dort ihr gutes Auskommen.

Umzug nach Plieningen

Wie schon erwähnt, hielt uns nichts in Stuttgart zurück, zudem hofften wir, auf dem Land billiger zu leben, und da ich außerdem große Sehnsucht danach hatte, nochmals im Leben ein eigenes

¹³ Die ehemalige deutsche Kolonie Deutsch-Südwestafrika war seit 1920 ein Mandatsgebiet der Südafrikanischen Union.

¹⁴ Die Otavi Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft (OMEG) wurde 1900 in Berlin gegründet, um eine Eisenbahn zwischen Swakopmund und Tsumeb in Deutsch-Südwestafrika zu bauen und das dortige Kupfererz abzubauen. Sie wurde 1947 aufgelöst.



Anteilschein der Otavi Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft, bei der Schaads Schwiegersohn Alfred Feucht beschäftigt war.

Dach über dem Haupte zu haben, so entschlossen wir uns im Jahre 1929 ein in Plieningen feilgebotenes neues, kleines Haus zu kaufen. Unsere Tochter Dorothea, die aus Leipzig zu Besuch gekommen war, sprach ganz besonders zu, das Haus zu kaufen, nachdem wir alle es angesehen hatten. Mutter hatte ja Bedenken, dass das Haus für uns zu klein sein würde, da wir auch unsere Möbel nicht alle stellen könnten. Aber je öfter wir uns das Haus ansahen, umso mehr sagte es zu, besonders auch Mutter. Und gerade daran war mir sehr viel gelegen, da ich der Ansicht war, dass sie so einen guten, gemütlichen Ruhesitz im Alter haben werden, wenn ich einmal nicht mehr da bin. Zudem hat die Filder den wohlverdienten Ruf, sehr gute, gesunde Luft zu haben, was für uns, die wir uns an Stadtluft ohnehin nicht gewöhnen konnten, ein ganz wesentlicher Faktor war beim Entschluss, das Haus zu kaufen. So wurde es im Mai 1929 gekauft, und wir konnten am 31. Juli desselben Jahres einziehen.

Rudi, der im Kling-Film tätig war, verblieb in Stuttgart und nahm sich ein Zimmer bei Familie Aberle „auf der Kanzel“. Meljusa, die nach Felis Weggang deren Stelle in der Rother'schen Mädchenschule übernommen hatte, blieb auch in Stuttgart und nahm sich ein geeignetes Zimmer. Mit uns Eltern ging also nur Lotte mit nach Plieningen auf den Hummelberg. Die Schattenseiten, die das Leben auch hier hatte, zeigten sich sehr rasch. Die nahe gelegene Landstraße mit ihrem großen Verkehr machte insbesondere mir gleich zu Anfang sehr viel Unbehagen. Namentlich die rücksichtslos knatternden Motorräder, die der Teufel in seinem Zorn erfunden haben muss, waren für mich ein unausstehliches Übel, da ich doch in der letzten Zeit außerordentlich in meinen Nerven überreizt war und ich gehofft hatte, hier endlich die ersehnte Ruhe zu finden. Und nun diese bittere Enttäuschung. Dass wir von dieser lärmenden Straße bei unseren wiederholten Besuchen gar

nichts gemerkt hatten, ist mir heute noch ein Rätsel – erklären lässt es sich vielleicht damit, dass zu den Tageszeiten, neun bis elf Uhr vormittags, an welchen wir hier weilten, ein ganz geringer Verkehr auf der Straße war. Wie wir jetzt erfahren mussten, spielt sich der Hauptverkehr früh morgens und gegen Abend ab, nur samstags ist den ganzen Nachmittag und Sonntags den ganzen Tag starker Verkehr. Wäre es nicht, wirtschaftlich gesehen, eine reine Torheit gewesen, so hätte ich am liebsten nach drei Tagen das Haus um jeden Preis wieder verkauft. Natürlich konnte ich eine solche Torheit nicht begehen, sie hätte ja auch zu großen Verlust gebracht, denn – das muss ich hier gleich noch einschalten – trotz meiner Erfahrungen in Stuttgart hatte ich mich beim Kauf dieses Hauses doch auch wieder übertölpeln lassen von dem vor Biederkeit überfließenden Vorbesitzer, der mich in vielen Punkten schwer belogen hat. Überhaupt hat er sich als ein ganz ordinärer Charakter erwiesen, der nicht wert ist, dass ich hier von ihm spreche, dem ich, wenn ich ihm begegne, auch keinen Gruß mehr entbiete.

Die ersten Tage waren, wie gesagt, sehr schwer für mich. Der Zuspruch meiner lieben Frau und die tatsächlich sehr gute Luft auf den Fildern, Spaziergänge in den nahe gelegenen Hang, wo ich keinerlei Geräusch dieser geräuschvollen Welt hören musste, linderten allmählich meine Nervosität, und wenn ich mich auch niemals ganz damit ausöhnen konnte, dass mir unser neues Heim doch nicht das bot, was ich von ihm erwartete, so habe ich mich doch schließlich einigermaßen damit ausgesöhnt und mich auch so viel an den Lärm gewöhnt, dass er mich eigentlich nur dann noch stört, wenn ich in der Sommerszeit früh morgens oder gegen Abend auf der Veranda sitze und meine Zeitung lese. Die Räumlichkeiten im Hause sind klein, und dazu ungeschickt eingeteilt, aber wir haben uns doch auch hieran gewöhnt, namentlich hat sich Mutter recht gut eingelebt und mit den Unzulänglichkeiten abgefunden. Unsere Kinder aus Stuttgart besuchten uns recht häufig, meistens über Sonntag. Telefon hatte ich ihretwegen auch gleich einrichten lassen, sodass wir stets mit ihnen in Kontakt waren. Was wir nicht in Rechnung gezogen hatten, war, dass wir hier durchaus nicht billiger lebten als in Stuttgart. Nur die Milch ist billiger, alles andere muss meistens teurer bezahlt werden als in Stuttgart und zudem hat man wenig Auswahl. Wir kaufen aus diesem Grunde Lebens-

mittel und Gebrauchsgegenstände größtenteils in Stuttgart, aber das viele Fahren kostet auch einen rechten Posten Geld, sodass wir summa summarum hier wesentlich teurer wohnen als vorher in Stuttgart.

Lotte erhielt gleich eine Stellung, die sie am 1. Januar 1930 antrat, als Sekretärin bei Professor Dr. Walther im Tierzucht-Institut in Hohenheim. Die Entlohnung war hier aber weit geringer als auf dem Krankenkassenverband in Stuttgart, dagegen aber hatte sie hier von ihrer Arbeit große Befriedigung, sie lernte auch sehr viel dazu und machte sich durch ihr Anpassungsvermögen und ihre gesellschaftliche Gewandtheit bald zum Mittelpunkt ihrer Standesgenossen und Genossinnen und unentbehrlich auf ihrem Posten. Viel helfen konnte sie der Mutter im Haushalt nicht, aber immer war sie willig dazu und griff immer mit an, ohne zu warten, bis sie dazu aufgefordert wurde. Anfangs nahmen wir für gröbere Arbeiten eine Putzfrau zur Aushilfe, aber dies war doch nur eine ungenügende Hilfe, sodass wir uns nach einer ständigen Hilfe umsahen. In Martha Gross, die am 1. Dezember 1930 bei uns eintrat, fanden wir ein liebes, freundliches Haustöchterchen, wie wir sie nannten. Obwohl sie schon 16 1/2 Jahre alt war, war sie sehr klein von Wuchs. Sehr bald gewannen wir alle sie sehr lieb, da sie uns eine gute Hilfe und Hausgenossin war. Sie wohnte bei ihren Eltern und war nur über Tag bis sechs Uhr abends bei uns beschäftigt.

So vergingen zweieinhalb Jahre bei verhältnismäßig guter Gesundheit. Mutter hatte neben ihrem Haushalt viel Freude an der Pflege unseres Blumengartens, woran auch ich beteiligt war. Der Gemüsegarten war aber mein ganz spezielles Gebiet, den besorgte ich allein, und Mutter brauchte mir nur zu sagen, was sie an Gemüse haben wollte, dann holte ich es ihr aus dem Garten. Ganz überraschend hatten wir gleich im ersten Jahre unseres Lebens hier in Plieningen unsere Kinder Hans und Anni aus Kanada zu Besuch in Deutschland. Hans hatte von einer größeren Silberfuchsfarm die Überbringung einer Partie von 30 Zuchttieren nach Deutschland übernommen, wofür er für sich und seine Frau freie Überfahrt her und zurück hatte, und auch noch eine gewisse Summe zu Spesen beim Aufenthalt in Deutschland dazubekommen. Sie trafen in Deutschland kurz vor Weihnachten ein. Hans machte uns zunächst einen kurzen Besuch noch vor Weihnachten, fuhr dann wieder

nach Würzburg zurück zu den Schwiegereltern, wo sie über die Weihnachtsfeiertage verblieben, darauf kamen sie dann beide zu uns und waren hier über Neujahr. Ich konnte so von Hans und auch Anni eingehende Berichte erhalten über ihr dortiges Leben und Treiben, das leider nicht restlos befriedigend war, aber trotzdem gaben wir alle die Hoffnung nicht auf, dass mit der Zeit doch noch ein Erfolg für die Zukunft in Kanada erzielt werden wird. Etwa am 10. Januar begaben sie sich wieder auf die Rückreise, wobei sie auch in Leipzig, Dresden und Berlin Verwandte besuchten und Hans auch geschäftliche Angelegenheiten in der Reichshauptstadt erledigte.

Krankheit und Tod der Frau

Ende Februar 1932 begann Mutter über ihr Herz zu klagen, es schlug sehr unregelmäßig und nervös, und sie schlief infolgedessen sehr schlecht. Am Tage wurde sie sehr rasch müde und bekam Atemnot. Unser Hausarzt, Dr. Steiner, war zu der Zeit gerade selbst krank, und so mussten wir den anderen hiesigen Arzt, Dr. Reischle, konsultieren. Er verordnete ihr etwas und riet ihr, zunächst einige Tage im Bett zu verbleiben. Da Mutter auch früher schon mit dem Herzen zu tun hatte, es damit aber nach ärztlicher Behandlung in Stuttgart scheinbar wieder ganz gut geworden war, so fassten wir die Erkrankung nicht als besorgniserregend auf. Immerhin nahm ich mir vor, sobald sie sich soweit wohl genug fühlt, mit ihr im Sommer einen geeigneten Kurort aufzusuchen, um sie dort einer gründlichen Kur zu unterziehen. Es kann sich nicht darum handeln, hier eine ausführliche Krankengeschichte Mutters zu schreiben, alle abwesenden Familienangehörigen sind ja von mir eingehend darüber brieflich unterrichtet worden. Ich werde deshalb nur einen Situationsbericht aus jener Zeit bringen. Mutters Zustand wollte sich gar nicht bessern, und so zog ich noch einen Spezialarzt, Dr. Rosenfeld aus Stuttgart, zur Konsultation dazu. Der glaubte uns über Mutters Zustand beruhigen zu können, absolute Ruhe und Vermeidung jeder Aufregung wurde als bestes Mittel empfohlen. Eine sichtbare Besserung wollte aber nicht eintreten, dazu kam noch eine Venenerkrankung, doch konnte diese bald geheilt werden. Dori, die ohnehin im Begriff war, die Stellung bei Reichels zu verlassen und zu uns zu kommen, er-

krankte leider durch Ansteckung an Mandelentzündung und konnte deshalb nicht gleich kommen, um Mutter richtig zu pflegen. Was Lotte und ich tun konnten, geschah, aber so richtig konnten wir sie doch nicht pflegen, umso mehr, als sich zu meinem großen Leidwesen bei mir das alte Venenleiden so ganz zur Unzeit einstellte. Solange es mir möglich war, humpelte ich nur auf einem Bein herum, die Venenentzündung entwickelte sich aber dadurch stärker, und als Dori endlich Anfang April eintraf, war es gerade höchste Zeit, dass auch ich mich legte.

Mutters Zustand wurde aber immer bedenklicher, die Füße schwellen stark an, wir sahen ein, dass die Krankheit ernst ist. Auf den Rat unseres alten Stuttgarter Hausarztes und Freundes, Dr. Metzger, konsultierte ich Ende April den berühmtesten Herzspezialisten Süddeutschlands, Dr. Farenkamp. Nach eingehender Untersuchung ließ er uns nicht im Unklaren darüber, dass die Krankheit sehr ernst sei. Er verordnete sofort energische Mittel zur Entwässerung des Körpers, der schon sehr viel Wasser in den Füßen und dem Unterleib hatte. Diese Mittel wurden mit Erfolg angewendet, aber immer wieder schwellen die Füße an. Mit großer Geduld und Ergebung trug unsere liebe Mutter die Krankheit und die Kuren, über Schmerzen klagte sie überhaupt nicht, doch stöhnte sie viel, was auf die große Unruhe des Herzens zurückzuführen war. Mit viel Liebe und Verständnis pflegte Dori die Mutter, schlief meistens auch bei ihr im Zimmer, während ich im Nebenzimmer fest zu Bett lag. Als das linke Bein bei mir wieder einigermaßen heil geworden war, erkrankte nach alter Gewohnheit das rechte, und so war ich wieder einmal gezwungen, mehr als zwei Monate untätig herumzuliegen, und erst Ende Juni konnte ich Gehversuche machen. Allmählich konnte ich wieder etwas gehen und schließlich das Bett ganz verlassen.

Bei Mutters Krankheit aber, das mussten wir zu unserem großen Leid sehen, trat keine wirkliche Besserung ein, und wenn wir darauf auch immer noch hofften, und ihr erst recht die Hoffnung nicht nahmen, so war es uns doch klar geworden, dass wir auf alles gefasst sein mussten. Sie selbst aber sagte öfter, wenn doch der liebe Gott sie von ihrem Leiden erlösen würde. Anfang Juli trat in ihrem Befinden eine leichte Besserung ein, sie schlief wieder besser und wir schöpften von Neuem Hoffnung. Mein größter Wunsch war, dass sie doch bald so weit hergestellt wäre, sodass ich sie

in ein Sanatorium verbringen könnte, wo sie dann vielleicht doch unter sachkundiger ärztlicher Behandlung und guter Pflege nochmals genesen könnte. Die Besserung war aber wohl nur eine scheinbare, denn bald wurde es wieder viel schlechter mit ihr und wir mussten bald einsehen, dass keine Hoffnung auf ihre Gesundheit mehr ist. Auch sie fühlte es, dass es mit ihr zu Ende geht, und uns war es klar geworden, dass wir unsere Mutter nicht mehr lange unter uns haben werden. Am 26. Juli morgens 3 1/2 Uhr ist unsere liebe Mutter sanft ohne Todeskampf in die Ewigkeit eingegangen! Was sterblich an ihr war, ruht auf dem Waldfriedhof bei Stuttgart, wir haben ihr dort eine schöne, friedliche Ruhestätte bereitet.¹⁵

In uns, in mir und meinen Kindern lebt sie für immer weiter, uns bleibt sie unvergesslich. Wie könnte ich auch jemals vergessen, was mir die Heimgegangene war! Sie war mir Schicksal schlichtweg und ich ihr. In früheren Abschnitten meiner Niederschrift habe ich schon gesagt, wie nahe wir uns schon von Kindheit her durch unsere Verwandtschaft standen und wie sie mir Lebensgefährtin wurde trotz und trotz allem. Alle Vernunftgründe konnten es nicht hindern, dass wir, vom Schicksal augenscheinlich dazu bestimmt, den Ehebund schlossen und dann in Lieb und Treue 36

Jahre in Freud und Leid gemeinsam verlebten, trotzdem unsere Charaktere von Haus aus ganz grundverschieden waren. Bei ihr sprach immer das Herz an erster Stelle mit, während ich mehr verstandesmäßig handelte. Sie war immer zu Kompromissen geneigt, während ich auf dem Erkannten feststand. Unsere Ehegemeinschaft, die nicht in Anspruch nimmt, eine durchaus ideale gewesen zu sein – gibt es wohl solche? – war vielleicht gerade aus diesem Grunde eine gute, harmonische, und gerade in ihr bewährte sich das Sprichwort, dass nicht zwei gleiche Steine gut mahlen, sondern ein weicher und ein harter. Sieben Kinder wurden uns geschenkt, die sie alle an ihrer Brust ernährte, für die sie sich sorgte unermüdlich von früh bis spät. Überaus heiteren Gemütes konnte sie mit den kleinen Kindern ebenso gut spielen wie mit den heranwachsenden, und sie war ganz in ihrem Element, wenn sie außer unseren Kindern noch eine größere Anzahl Kinder befreundeter Familien – Pastor Turners, Dr. Kludts, Huths und andere – um sich hatte, sie bewirten und bemuttern konnte.

Aber nicht nur gegenüber Kindern war sie lieb und gut, sie war es zu jedermann, für jedermann hatte sie ein freundliches Wort. Ihre Gastfreundschaft und Freigiebigkeit kannte keine Grenzen, nichts tat sie lieber, als hungrige Mäuler zu stopfen,



Feierhalle auf dem Waldfriedhof Stuttgart, auf dem Schaads Ehefrau Emilie nach ihrem Tod 1932 beerdigt wurde.

¹⁵ Auf dem Waldfriedhof in Stuttgart-Degerloch sind zahlreiche Prominente begraben. Dazu gehören unter anderem der erste Bundespräsident der BRD, Theodor Heuss (1884 bis 1963), oder auch der gebürtige Backnanger Unternehmer Eduard Breuninger (1854 bis 1932), der wenige Monate vor Emilie Schaad gestorben war.

kein Bettler ging ohne eine Gabe weg, was auch zur Folge hatte, dass wir mit deren Besuchen recht reichlich gesegnet wurden. Die „Barinja“ schätzten alle. Was ihr von der Natur nicht gegeben und anscheinend auch nicht anerzogen worden war, das war der absolute Ordnungssinn und die Pünktlichkeit in allen Dingen. Nicht, dass sie nicht ordnungsliebend gewesen wäre, nein, das war sie schon, aber es fehlte ihr der rechte Sinn für Ordnung. Das war der schwierigste Punkt in unserer Ehe, ich musste aber schließlich einsehen, dass ich mich darin schicken musste, so gut es geht, denn was einem Menschen nicht von der Natur gegeben oder frühzeitig anerzogen worden ist, kann von ihm beim besten Willen später nicht mehr nachgeholt werden.

So glichen sich unsere Charaktereigenschaften mit der Zeit aus, wie es bei Menschen, die sich wahrhaft lieben und schätzen, auch nicht anders sein konnte. Als unsere Kinder älter geworden waren, gab es wohl auch manches Mal gegenteilige Ansichten in der Erziehung, sie war zu weich, nachgiebig in allem, erst dann, wenn es auch ihr zu bunt herging, musste ich als letzte Instanz eine Strafe durchführen. Als wir dann durch die Folgen des Krieges nach Deutschland gekommen waren, da hatte meine liebe Frau eine ganz besonders schwere Aufgabe. Unsere Mittel waren doch zu Zeiten sehr beschränkt, auch konnte man die ersten Jahre gar nicht alles an Lebensmitteln, und was der Haushalt sonst gebrauchte, erhalten. Da musste sorgsam eingeteilt werden, damit jeden Tag für neun gesunde Esser genügend sättigendes Essen vorhanden war, dass alle Familienglieder ganze Strümpfe, Socken und ganze Wäsche hatten. Ein sichtbarer Beweis, wie viele Strümpfe und Socken sie hier gestopft hat, ist ein noch vorhandener, aus Russland mitgebrachter hölzerner Löffel, der statt eines – wie hier gebräuchlichen – Stopfeies verwendet wurde. Die Rundung dieses Löffels ist von den vielen Tausenden von Stichen bis auf eine dünne Schicht von der Stopfnadel abgearbeitet! Diese Tätigkeit Mutters in jenen schweren Zeiten und ihrer allgemein bekannten Gastfreundschaft wurde in zwei Verschen des launigen Gedichts, das uns Herr Abt zur Silberhochzeit reimte, gedacht. Nach einer Charakteristik meiner Person und Tätigkeit heißt es: „Meine liebe Gattin Emilie, flickt und bügelt, stopft und näht. Für die ganze große Familie, von morgens früh bis abends spät. Und wenn einer von uns anderen bei ihr einbricht

mit Geschrei, er sei hungrig und durstig vom Wandern, gleich gibt es dann Marmelade und ‚Tschai‘.“

Öfter geschah es, dass unerwartet zur Essenszeit ein Besuch kam, der natürlich mit zu Tisch geladen wurde. Den eigenen Familiengliedern wurde dann Zurückhaltung empfohlen, am wenigsten von allen aß dann die Gastgeberin selbst! Ihre Liebe und Sorge umfasste aber nicht nur Menschen, sondern auch Tiere, Vögel und Blumen, für alle hatte sie etwas übrig an Nahrung und Pflege. Als wir unser Häuschen am Hummelberg bezogen hatten, fanden sich im Winter bald Singvögel am Küchenfenstergesims ein, mit welchen die Mutter aller Darbenden bald innigste Freundschaft geschlossen hatte. Ich ließ ein Vogelhäuschen anfertigen und so aufstellen, dass Mutter es vom Küchenfenster aus erreichen konnte, und da fütterte sie nun jeden Morgen ihre Lieblinge: die Buchfinken, Kohlmeisen, Blaumeisen, Sumpfmehlschnecker, die Rotkehlchen und Goldammern, Amseln und Kleiber und viele, viele andere, die Spatzen nicht ausgeschlossen. Es war aber auch immer wirklich ein schönes Bild – und ist es heute noch –, wenn sich die hungrige Gesellschaft um den reich gedeckten Tisch versammelte und sich um die Leckerbissen stritt und raufte.

Dass sie mir alles zu Liebe tat, was sie nur konnte, mich sorgsam pflegte bei meinen langwierigen Venenerkrankungen, ja mich regelrecht verwöhnte, trotzdem ich mich energisch dagegen wehrte, bedarf nach all dem Gesagten keiner besonderen Betonung. Ihre Liebe zu mir war selbstlos in allen Dingen, sie konnte auch dadurch nicht erschüttert werden, dass ich in den letzten Jahren in Stuttgart manchmal recht barsch und lieblos war, da meine Nerven durch all die schweren Schicksalsschläge stark gelitten hatten. Mir tat mein Verhalten immer sofort leid, und sie war immer nachsichtig, zu einer ernstlichen Verstimmung ist es zwischen uns niemals gekommen, denn wie sie meine Fehler hin nahm, so fand auch ich mich mit ihren Fehlern ab. Gegenseitiges Verstehen führte uns durch alle Fähigkeiten des Lebens. Ich danke meinem Schöpfer, dass er mir einen solchen Lebenskameraden gegeben hat, den er mir aber leider viel zu früh genommen hat. Nie hätte ich gedacht, dass sie, die doch um neun Jahre jünger war als ich, vor mir in die Ewigkeit eingehen wird. Trotzdem ich liebe Kinder um mich habe und meine Schwester Emma auch hier ist, die im Jahre 1932 eine Woche nach Mutters Heimgang in Deutschland eintraf, fühle ich

mich oft einsam und verlassen, ich komme mir so ganz übrig vor ohne regelrechte Beschäftigung, die mich von trüben Gedanken ablenken würde.

Als ein Glück für mich muss ich es ansehen, dass mir die Beschäftigung mit dem Sammeln von Briefmarken immer noch Freude macht und ich mich damit oft tagelang unterhalten kann. Ein großer Teil meiner Zeit wird auch mit Briefeschreiben verbraucht, namentlich unterhalte ich mit meinen auswärtigen Kindern und Verwandten einen regen Briefwechsel. Zur Sommerszeit habe ich auch im Garten eine angenehme Beschäftigung, leider kann ich alle Arbeiten nicht mehr selbst machen, bin ich doch zu wenig an physische Arbeit gewöhnt, um jetzt noch im Alter Anstrengungen unbeschadet ertragen zu können. Verkehr habe ich hier so gut wie keinen, man ist hier fremd und bleibt auch fremd, zudem sind die wenigen Personen, mit welchen ich ganz gerne verkehren würde, beruflich und mit Errungenschaften der neuen Zeit so in Anspruch genommen, dass ein nennenswerter Verkehr für mich nicht besteht. Darum bindet mich, nachdem mir meine liebe Weggenossin genommen ist, eigentlich nichts mehr an Plieningen, selbst das Haus nicht. Findet sich ein geeigneter Käufer, so würde ich wohl verkaufen, denn mit der Hauptzweck des Kaufes war, dass Mutter einen Sitz hat, wenn ich nicht mehr da bin. Dazu kommt, dass sich das Zusammenleben mit meiner Schwester nicht so gestaltet hat, wie es wünschenswert und notwendig wäre. Sie hat mich – und nicht nur mich – durch ihr Verhalten außerordentlich enttäuscht. Allerdings kannte ich ihren Charakter ja von früher her zur Genüge – aber ich hatte alles vergessen, als es darauf ankam, sie aus dem bolschewistischen Paradies vor vollständiger Verwahrlosung zu retten. Leider bin ich gar zu bald wieder an alles erinnert worden. Wie es in nächster Zeit wird, weiß ich heute nicht, nur so viel weiß ich, dass das Verhalten meiner Schwester mir ein dauerndes Zusammenleben mit ihr unmöglich macht. Die Entscheidung über diese Frage wird im Herbst, wenn Dori aus Sylt zurückgekehrt ist, getroffen werden.

Besuch aus Südwestafrika

Ein heller, sonniger Lichtblick in meinem zurückgezogenen Leben war mir der Besuch meiner lieben Kinder und Enkel aus Südwestafrika. Die

Reise war von langer Hand so geplant, dass sie hier sind zu meinem 75. Geburtstag. Alfred hatte die ganzen Jahre keinen Urlaub genommen und konnte nun einen solchen auf sechs Monate erhalten. Sie bestiegen am 16. August 1934 in der Walfischbucht den Dampfer „Tanganjika“ und trafen am 17. September bei uns in Plieningen ein. Die Wiedersehensfreude aller war groß, namentlich war ich auf meine beiden Enkelchen gespannt, besonders auf Nora, zu der ich längst, ohne sie zu kennen, eine große Zuneigung gefasst hatte. Ich wusste aus Felis Briefen, dass Nora nicht leicht Anschluss findet an neue Menschen, dass sie überhaupt sehr zurückhaltend ist. Dass sie sich jedoch mir gegenüber so spröde verhalten würde, als es anfangs tatsächlich der Fall war, das hätte ich doch nicht gedacht. Liebkosungen lehnte sie überhaupt ab, jeder Versuch, mit ihr intimer zu werden, scheiterte an ihrer Zurückhaltung. Wohl beruhigten mich ihre Eltern, dass es Zeit brauche, bis sie auftaut und so weiter, aber es vergingen Wochen und Wochen, eine wesentliche Annäherung zwischen uns hatte immer noch nicht stattgefunden, all mein Liebeswerben um das Enkelkind, das mir doch so tief ins Herz gewachsen ist, war vergeblich. Ich war manchmal recht unglücklich darüber, jedenfalls aber war ich recht enttäuscht. Nora verhielt sich aber auch zu allen anderen Hausgenossen sehr reserviert, nur mit Lotte kam sie rascher in Kontakt, da Lotte mit ihr spielte und herumtollte, wenn sie vom Büro nach Hause gekommen war.

Ganz anders verhielt sich Horst, mit ihm hatte man keine Mühe, Freundschaft zu schließen, er ist anders geartet. Wenn man Nora hierauf aufmerksam machte und das Benehmen Horsts lobte, so machte das auf sie kaum Eindruck. Aber es kam schließlich doch die Wendung. Auf Zureden Alfreds und Felis machte ich mit ihnen und den Kindern in der Zeit vom vierten bis elften Oktober einen Ausflug ins Oberland zu Alfreds Verwandten und in die Schweiz. Dieser Reise schloss sich auch Frau Schatz aus Tsumeb an. In Friedrichshafen, wo wir die Flugzeughalle und das neueste, im Bau begriffene Luftschiff Z 129 besichtigten, bestiegen wir den Dampfer zur Fahrt auf dem Bodensee bis Konstanz. Unterwegs machten wir in Überlingen einige Stunden Aufenthalt und besuchten dort einen Arzt, der früher in Tsumeb gewesen war. In Konstanz nahmen wir Wohnung im Hotel Hecht. Familie Feucht hatte ein größeres Zimmer, ich ein



Mit dem Dampfschiff „Tanganjika“ fuhren Schaads Tochter Felicitas und ihre Familie im Jahr 1934 aus der ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika (heutiges Namibia) nach Deutschland.

kleines für mich. Gewohnt, früh aufzustehen, hatte ich auch dort früh ausgeschlafen und hörte, als ich auf dem Gang an Feuchts Zimmer vorbeiging, dass die Kinder auch bereits lebendig sind. Ich meldete mich und erbot mich, die Kinder, wenn sie angezogen sind, zu mir ins Zimmer zu nehmen, damit die Eltern noch etwas nachdämmern können. Und so geschah es. Aber warum erzähle ich dies so ausführlich? Darum, weil dies Begebnis der Ausgangspunkt einer wirklichen Annäherung zwischen Nora und mir war. Ich spielte und tollte mit den Kindern in meinem abgelegenen Zimmer herum, wozu beide sehr aufgelegt waren, und als ich Horst aufs Knie nahm und hotte, hotte Rössle mit ihm machte, da kroch Nora ohne mein Zutun auf mein anderes Bein und machte mit! Das Eis war geschmolzen, die Annäherung hatte sich angebahnt. Aber trotz allem, Nora ist und bleibt ein schwer zu behandelndes Menschenkind, Dori und ich hatten oftmals unsere liebe Not, mit ihr fertig zu werden, wenn die Eltern verreist oder sonst auswärts waren.

In Konstanz nahmen wir ein sechssitziges Personenauto für eine Tagesfahrt in die Schweiz. Die Fahrt begann bei regnerischem Wetter, sodass man die erste Zeit nicht viel sehen konnte. Als aber der Aufstieg zum Klausenpass kam, da gab es anstatt Regen Schnee, und die Kinder hatten

bei einem Halt unterwegs Gelegenheit, zum ersten mal im Leben Schnee zu sehen, zu fühlen und Schneeball zu spielen. Nach einer Mittagsrast im Höhenhotel auf der Wasserscheide, erfolgte die Abfahrt. Bei Altdorf kamen wir zu Tal, und von dort weiter nach Flüelen am Vierwaldstättersee und weiter längs des Sees auf der Achsenstraße bis Brunnen. Der Himmel meinte es gut mit uns, denn nachdem wir an den Vierwaldstättersee gekommen waren, brach die Sonne durch die Wolken und bei herrlichster Beleuchtung konnten wir das wunderbar schöne Bild von Gebirge und See genießen. Alte liebe Erinnerungen lebten da in mir wieder auf! Vor 44 Jahren wohnte ich auf der Hochzeitsreise mit meiner ersten Frau im Hotel „Zum weißen Rössli“ in Brunnen auf Zimmer 32, und vor 38 Jahren mit Mutter, meiner zweiten Frau auf der Hochzeitsreise im selben Zimmer. Das Fremdenbuch existiert leider nicht mehr, dagegen das von 1890, und ich konnte Feli meinen vor 44 Jahren gemachten Eintrag zeigen. Über Winterthur, Zürich ging es dann zurück nach Konstanz. Am nächsten Tage trennte sich Frau Schatz von uns und fuhr zu ihrer Mutter nach Norddeutschland, während wir mit dem Dampfer nach Friedrichshafen und von dort weiter nach Weingarten reisten. Die Familie Feucht blieb noch in Weingarten, ich aber kehrte am 11. Oktober nach

Plieningen zurück. Ein lang gehegter Wunsch, die Schweiz noch einmal wiederzusehen, war in Erfüllung gegangen, ich bin meinen Kindern überaus dankbar, dass sie mich dazu aufmunterten, es war eine zwar kurze, aber sehr schöne Reise, an die ich oft und gerne zurückdenke. Nach Plieningen zurückgekehrt, unternahmen Alfred und Feli eine Reise nach Mittel- und Norddeutschland, während die Kinder hier verblieben. Einige Tage vor meinem Geburtstag kehrten sie zurück.

75. Geburtstag

Mein vollendetes 75. Lebensjahr sollte auf Wunsch der Kinder etwas aus dem Rahmen des Alltäglichen herausgehoben werden, vor allem sollten, wenn möglich, alle Kinder anwesend sein. Leider ließ sich das nicht durchführen. Zwar bestand die Absicht, dass Anni mit ihren zwei Söhnen aus Kanada kommen sollte, doch musste dies aus wirtschaftlichen Gründen unterbleiben. Auch Gottlieb, der auf dem Gute Liebenberg bei Berlin in Stellung war, konnte leider nicht abkommen, da die Ernte noch nicht ganz eingebracht war. Die anderen fünf Kinder, Alfred und die beiden Enkel, Nora und Horst, und zwei neue Glieder unserer Familie: Lottes Bräutigam, Otto Sauer und Rudis Braut, Anni Lang-Kurz, waren anwesend. Außerdem war meine Schwester Lebrechtine Huth aus Dresden gekommen. Es war somit eine stattliche Gesellschaft für unser kleines Häuschen beisammen, zu der sich am Abend auch noch die drei Vaatzens aus Weil im Dorf gesellten.

Von den Kindern und allen anderen wurde mir viel Liebe erwiesen, ich wurde mit reichlich Geschenken bedacht – die Schweizreise war mein Geschenk von Alfred und Feli. Ganz besonders reichlich wurde ich mit Wein bedacht, auch aus Reutlingen war eine große Kiste mit Wein eingetroffen. Die größte Freude aber machten mir meine beiden Enkelchen mit ihren Geburtstagsgedichtchen, die Alfred gereimt hatte und die sie mir tadellos vortrugen. Namentlich hat Nora ihr ziemlich langes Sprüchlein so tadellos und ohne jede Befangenheit vorgetragen, dass es mir eine wirklich große Freude war! Auch Horst machte seine Sache für sein Alter sehr gut. Während Lotte mit ihrem Otto schon etwa ein Jahr inoffiziell verlobt war, konnte ich Rudis Braut als Geburtstagsgeschenk in Empfang nehmen, wenssichon es gerade

keine Überraschung mehr für mich und uns alle war. Einige Tage nach meinem Geburtstag feierten wir Lottes offizielle Verlobung, zu der auch Ottos Eltern und seine Schwester erschienen waren. Rudi und seine Braut waren zu Lottes Verlobung nicht mehr hier, da Rudi nach Berlin und Anni nach München zurückkehren mussten. Beide Festlichkeiten, die in so rascher Folge stattfanden, verliefen überaus angenehm und ich habe sie verhältnismäßig gut überstanden. Einige Zeit später waren wir alle zur Familie Sauer nach Stuttgart geladen, wo nochmals Verlobung gefeiert wurde, die auch sehr schön verlief und die unsere Beziehungen zu den neuen Verwandten festigte.

Unsere Afrikaner besuchten dann nochmals ihre Verwandten im Oberland, um dann hier in Plieningen mehr oder weniger sesshaft, die letzte Zeit ihres Deutschlandaufenthaltes zu verbringen. Wir feierten dann noch gemeinsam das schönste aller deutschen Feste, das Weihnachtsfest. Meine Enkelchen hatten noch nie einen Tannenbaum als Weihnachtsbaum gesehen, da es in Südwest keine Coniferen gibt. So richtete ich denn jedem meiner Enkelchen ein besonderes Weihnachtsbäumchen, was mir mindestens so viel Freude machte als ihnen. Zuerst ließen wir die Kinder nur den großen Tannenbaum sehen und sich daran erfreuen, dann erst führte ich sie ins Nebenzimmer, wo ihre Geschenke unter ihren Bäumchen ausgebreitet waren. Der Jubel war natürlich groß, die Augen glänzten und wussten gar nicht, was sie zuerst bewundern sollten, denn der Geschenke waren für sie wirklich überreichlich viele von allen Seiten dargebracht worden. Zu diesem schönen Fest war auch Gottlieb gekommen. Außerdem war auch Rudi mit seiner Braut und Otto wieder gekommen. Diese drei und auch Lotte verließen uns jedoch bald nach der Bescherung, da sie doch auch bei den beiden beiderseitigen Eltern zum Heiligen Abend sein mussten. Das Weihnachtsfest war sozusagen der Schlussstein des familiären Zusammenseins mit unserem afrikanischen Besuch, denn schon nahte die Trennungsstunde, mussten sie doch schon am 12. Januar in Hamburg das Schiff zur Rückreise besteigen. Schon in den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr wurde fleißig gepackt, sie hatten fünf oder sechs große Kabinenkoffer, mehrere große Kisten und eine ganze Reihe kleiner Koffer zu packen. Das große Gepäck musste, um rechtzeitig in Hamburg einzutreffen, gleich nach Neujahr abgeschickt werden. Am 11. Januar

begleiteten wir sie zur Bahn nach Stuttgart, wo auch noch andere Verwandte und Freunde zur Verabschiedung anwesend waren.

Für mich war der Abschied von meinen Lieben besonders schwer, habe ich doch wenig Hoffnung, sie in diesem Leben nochmals wiederzusehen! Von unterwegs erhielten wir oft Nachricht

durch ausführliche Briefe, die Reise ging, von kleinen Zwischenfällen abgesehen, gut. Freilich forderte die Seekrankheit ihre Opfer. Am 17. Februar 1935 landeten sie mit fünf Tagen Verspätung wohlbehalten in der Walfischbucht. Jetzt sind sie längst wieder in Tsumeb und haben ihr Heim hoffentlich in guter Ordnung befunden.¹⁶

¹⁶ Damit enden die Aufzeichnungen von Gottlieb Schaad. Er starb am 13. Januar 1938 in Stuttgart-Plieningen.